

Frankfurter Allgemeine

Magazin

APRIL 2018



JOHANNA WOKALEK

CHANEL



www.chanel.com CHANEL-Kundenservice - Tel. 01 801 24 26 35 (99 C/Min, aus dem Festnetz max. 42 C/Min, aus Mobilfunknetzen).



REFLECTIONS/
SHORT FILMS BY F.B.
#3. UTOPIA
WITH S.C./ J.A.
BOTTEGAVENETA.COM



BOTTEGA VENETA

GERARD BUTLER'S CHOICE
DAS HEMD, DAS SICH WIE
KEIN ANDERES TRÄGT.

OLYMP
SIGNATURE



Dezigual®

Discover more at [designigal.com](https://www.designigal.com)



Dezigual®



Serienmäßig mit 7. Sinn.

Erleben Sie den neuen Audi A7 mit allen Sinnen. Elegante Touchscreens mit haptischem Feedback machen die Bedienung zur Fingerübung. Bis zu 40 Assistenzsysteme* verleihen dem A7 dank einer Fülle von vorausschauenden Sensoren sogar einen 7. Sinn für drohende Gefahren.

Der neue Audi A7. Die schönste Form, voraus zu sein.



*Bitte beachten Sie: Die Systeme arbeiten nur innerhalb von Systemgrenzen und unterstützen den Fahrer. Die Verantwortlichkeit und notwendige Aufmerksamkeit im Straßenverkehr verbleiben beim Fahrer.

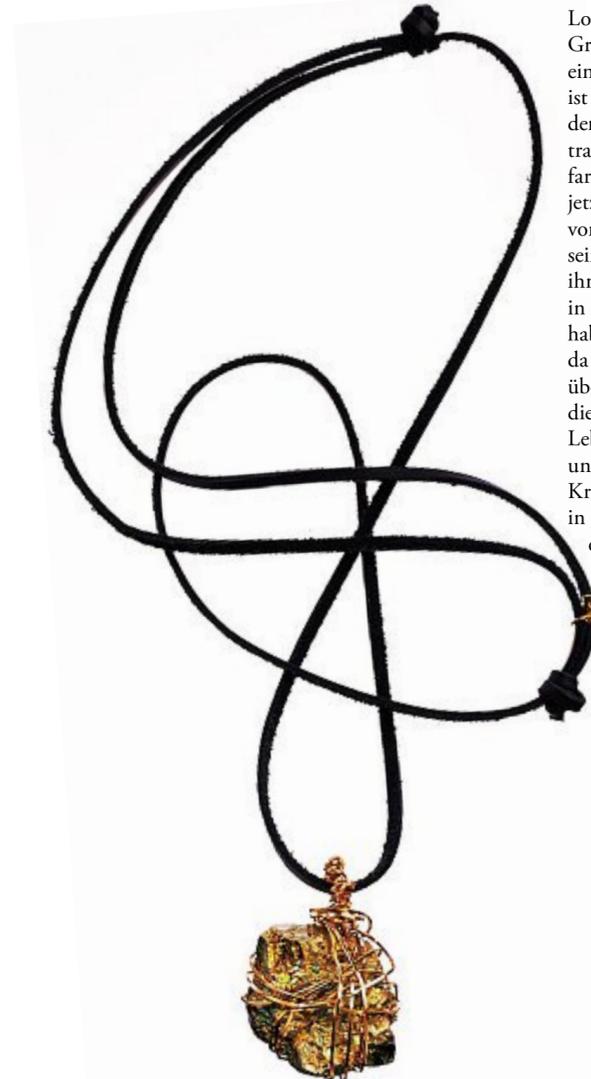
Audi Vorsprung durch Technik



DIE UHR, DIE MIT GOOGLE ASSISTANT
BEWEGUNG IN IHR LEBEN BRINGT

MICHAEL KORS ACCESS

OPTISCH HAPTISCH GUT



Ja, so ist das immer kurz vor Redaktionsschluss: Termine! In den 24 Stunden, bevor wir aufs Knöpfchen drücken, habe ich zwei Menschen getroffen, die ich hier einfach zitiere, dann ist das Editorial womöglich schon voll. Zuerst Annette Weber, einst Chefredakteurin von „Instyle“, jetzt erfolgreich mit dem Internet-Ding „Glam-o-meter“. Wir waren essen im Restaurant Maxie Eisen, und ich freute mich darüber, dass auch mal eine Frau bei diesen Pastrami-Bergen mithalten kann; nach dem Geheimrezept, wie man dabei trotzdem schlank bleiben kann, frage ich sie das nächste Mal. Für dieses Mal reicht es mir, dass sie ein Loblied auf das gedruckte Wort anstimmte. Ich soll es hier in Großbuchstaben schreiben: „Ich LIEBE Print!“ Und das von einer Frau, die längst in dieser digitalen Parallelwelt aufgegangen ist und deren Managerin einen „Glam-o-meter“-Hoodie trägt, der dem Start-up viel Geld einbringt. Ein paar Stunden später traf ich jemanden, der ebenfalls Hoodie trägt und dazu rosa-farbene Sneaker. Seine alte Leidenschaft für lockere Mode teilt er jetzt mit ein paar Millionen Menschen. David Fischer, Gründer von „Highsnobiety“, begann als Blogger und beschäftigt nun mit seinen Digitalplattformen mehr als 100 Leute. Irgendwann war ihm das Virtuelle nicht genug. Also entstand ein reales Magazin, in echt, auf Papier, zwei Mal im Jahr. „Wenn ich einen Termin habe, nehme ich das mit“, sagt er. „Das ist wie eine Visitenkarte, da wird man gleich ernst genommen.“ Muss ich Ihnen mehr über Printprodukte erzählen? Außer der Optik zählt auch noch die Haptik, außer Inhalt auch das Layout, vor dem zweiten Leben steht das erste Leben – und dem gehen wir nach, ob wir uns nun an den Garten der Kindheit erinnern, mit Winfried Kretschmann über Dialekte reden, Waschsalon-Gründerinnen in Brooklyn besuchen, unter Kollegen übers Essen sinnieren oder witzige Designideen fürs Frühjahr vorstellen, zum Beispiel die Kette hier links von der schwedischen Designerin Märta Larsson. Aber wie gesagt: Muss ich Ihnen das alles überhaupt erzählen? Ich glaube nicht. *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Prof. Dr. Tilman Allert, Dr. Jasper von Altenbockum, Roberta Benteck, Johanna Christner, Dr. Marco Detweiler, Timo Frasc, Christine Gensmantel, Martin Häusermann, Annabelle Hirsch, Kerstin Holm, Mona Jaeger, Dr. Eckart Lohse, Katharina Müller-Güldenmeister, Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steinle, Julia Sehnert, Zsuzsanna Tóth, Judith Vanistendael, Alex Westhoff, Jennifer Wiekling, Betina Wohlfarth

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direktion:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunfts erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Printavis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



Italian Masterpieces

Let it Be sofa designed by Ludovica + Roberto Palomba.
Sestiere Castello, Venezia

poltronafrau.com



MONA JAEGER und **ECKART LOHSE** tauschen sich normalerweise über Tagespolitik aus. Aber gegen Mittag kam auch mal die Frage auf, ob man Kollegen „Mahlzeit“ wünschen sollte. Das Thema führte zum intensiven Mail-Austausch zwischen der Politikredakteurin und dem Leiter des Berliner Hauptstadtbüros (Seite 72). Guten Appetit!



JUDITH VANISTENDAEL lebt, denkt, schreibt und zeichnet im Brüsseler Stadtteil Molenbeek, wenn sie nicht gerade an der Kunsthochschule Sint-Lukas Brussel unterrichtet, an der sie auch selbst studiert hat. Manchmal illustriert sie Kinderbücher, manchmal läuft sie mit ihren Kindern um die Wette, und immer versucht sie, die Welt zu begreifen, in unserem Fall das Flüchtlingsthema (Seite 62). Zuletzt erschien von ihr auf Deutsch: „Als David seine Stimme verlor“ (Reprodukt-Verlag).



ZSUZSANNA TOTH zog 2009 als Modedesign-Studentin für ein Praktikum von Wien nach Berlin, fühlte sich schnell zu Hause – und blieb. Nach Stellen bei „I Love You“ und „Freunde von Freunden“ sowie einem Jahr in London ist sie nun zurück in Berlin. Für uns hat sie WGs porträtiert. (Seite 36)

FOTOS: WOLFGANG ELMES/OL. SANDRA SEIBURG, PRIVAT; ZEICHNUNG: JUDITH VANISTENDAEL

MITARBEITER

ROBERTA BENTELER, die aus Paderborn stammt und schon lange in London lebt, ist einer der wenigen deutschen Street-Style-Stars, wie man auf diesem Foto sieht. Für uns hat sie sich selbst und vor allem die neuen Schuhe der Saison fotografiert (Seite 48). Ihr Lieblings-Paar? Ach, lesen – und schauen – Sie selbst!



ALEX WESTHOFF haut gerne mal ab – nach nah und fern. Wenn man dort gegen kleine weiße Bälle schlagen kann, umso besser. Ein Golf-Talent war und wird der Mitarbeiter der Sportredaktion nie. Aber es reicht allemal, um spielerisch und ehrlich zu staunen über einen 18-Loch-Platz in Dubai, der jede Nacht komplett in Flutlicht getaucht wird (Seite 74). Das Lichterfest mit Skyline-Blick hat für Gelegenheits-Golfer einen wichtigen Vorteil: Die künstliche Beleuchtung erhellt auch abseitige Stellen des Platzes – das hilft beim Suchen, wenn der Ball mal wieder fern der Ideallinie landet.





MINOTTI

MINOTTI.COM

KOLLEKTION JACQUES | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
 Minotti M Ü N C H E N BY EGGETEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510
 AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
 PLZ 01121/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
 PLZ 67781/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

Minotti
 70 YEARS



Zeit für Neues:
 Wir zeigen 24 Uhren
 aus diesem Frühjahr
 (Seite 52), darunter die
 Memovox Polaris der
 Schweizer Manufaktur
 Jaeger LeCoultre.

Im grünen Bereich:
 Unsere Autorin Katharina
 Müller-Güldemeister
 beschreibt, wie sie im
 Garten ihrer Kindheit
 (Seite 47) aufblühte.



ZUM TITEL

Die Schauspielerin Johanna Wokalek wurde von Jonas Unger in Paris fotografiert. Top und Hose von Givenchy, Ohrhring von Hermès, Armband von Boucheron, Ring von Delfina Delettrez.

- 20 KARL LAGERFELD
- 30 MÄRTA LARSSON
- 34 TILMAN ALLERT
- 60 WINFRIED KRETSCHMANN
- 86 KIM-EVA WEMPE

FEIERN Vor 20 Jahren ging es in Moskauer Nachtclubs wie dem „Hungry Duck“ hoch her. *Seite 19*

STAUNEN Totes Meer und Leben in der Wüste: Jordanien bietet bleibende Eindrücke. *Seite 76*

LOUNGEN Diese neuen Outdoor-Möbel machen Lust auf lange Sommernächte. *Seite 28*

FUNKELN Bei Smartphones werden äußere Werte immer wichtiger. *Seite 80*

BASTELN Heinz-Josef Weis baut aus dem Holz alter Weinkisten Tische und Stühle. *Seite 46*

KAUFEN In Paris werden Teile der alten Einrichtung des Hotels Ritz versteigert. *Seite 84*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 29. April bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Trommelwirbel: Die Schwestern Corinna und Theresa Williams haben mit ihrem Waschsalon in New York (Seite 78) die Konkurrenten sauber abgehängt.

FOTOS: HEMUT FRICK, HEISTELER, PRIVAT

Mahl-Zeit: Die perfekte Mittagspause bei der Arbeit beginnt mit der richtigen Begrüßung (Seite 72). Doch schon da gehen die Geschmäcker auseinander.



MaxMara



Aus der F.A.Z. vom 7. April 1998: „Im Hungry Duck“, so lautete die Bildunterschrift im Ressort Deutschland und die Welt, „ist der Tisch zum Tanzen da.“

Foto Frank Röh

Vor zwanzig Jahren

Die wilden neunziger Jahre, in Russland die Zeit der Demokratie, der Finanzkrisen und der unbegrenzten Möglichkeiten, waren auch die goldene Ära der Moskauer Nachtclubs. Unter den Homosexuellenbars galt das „Chance“ an der Straße des Revolutionsjahres 1905 als Spitzenetablisement. Unter anderem wurde den Gästen ein Unterwasser-Strip in einem Aquarium geboten. Dem „Chance“ trauern heute viele nach, ebenso wie dem damals exklusiven Klub „Fellini“ am Olimpiski Prospekt, wo sich die Prominenz aus Wirtschaft, Politik, aber auch Mafiosi bei gepflegter Musik entspannten, weshalb es dort mehrmals zu Schießereien kam. Zur Legende, ja zum Symbol der Epoche wurde jedoch die Bar „Hungry Duck“ an der Metro-Station Kusnezki Most, wo die Moskauer Jugend und westliche Ausländer sich der heidnischen Libertinage ergaben. Notorisch war zumal der „Damenabend“ (Ladies' Night), bei dem bis 21 Uhr nur Frauen eingelassen wurden, die kostenlos Sekt bekamen, während Striptease-Tänzer sie in Stimmung brachten. Wenn dann endlich auch Herren das Lokal betreten durften, waren viele der Frauen zu vielem bereit.

Westliche Ausländer seien damals in Russland wie Götter gewesen, erinnert sich der frühere Besitzer des „Duck“, der Kanadier Doug Steele, der das Lokal im Keller des ehemaligen Hauses der Kulturschaffenden eröffnete. Der Eintritt und das Bier kosteten nicht viel, die Musik dröhnte, die Stimmung war übermütig, bei den russischen Gästen hätten sich Emotionen entladen, die lange kein Ventil gefunden hatten, sagt Steele, das könne man sich heute nicht mehr vorstellen. Die Enge half. Es wurde geflirtet, angemacht, gegrabscht. Die weiblichen Gäste hatten damit wenig Probleme. Da es keine Tanzfläche gab, diente der geschwungene Tresen als Ersatz. Es waren vor allem Russinnen, die sich dort spontan und berückend sinnlich produzierten, in heißen Sommernächten auch gern oben ohne.

Westliche Frauen, die gelegentlich mittaten, wurden von ihnen klar ausgestochen, versichern Kenner. Die Bar-tender reichten Bier und Wodka durch die Beine der Tanzenden hindurch. Je später der Abend, desto mehr Haut

wurde entblößt, desto häufiger verlor ein Thekentänzer das Gleichgewicht und stürzte unter dem Gejohle der Menge auf den bierverschlackten Boden.

Auch geschäftlich vollführte die „Hungrige Ente“ einen Balanceakt. Die Mitbegründer der Bar seien Geschäftsleute aus Tschetschenien und Kalmykien gewesen, berichtet Steele, von denen vier bei Schießereien ihr Leben verloren. Er selbst habe pro Jahr eine halbe Million Dollar für die Sicherheit ausgegeben – für das, was auf Russisch „Dach“ (krysha) heißt, also an mafiöse Organisationen, die Miliz und den Geheimdienst FSB. Mehrmals hätten kaukasische Gruppen gedroht, ihn umzubringen, einmal auch versucht, ihn zu entführen. Die Miliz veranstaltete Razzien, fahndete nach Drogen und Waffen und zwang Gäste, sich Blutproben entnehmen zu lassen. Einige Drogenpolizisten versuchten laut Steele, Frauen Rauschgift unterzuschieben, um sie zu erpressen.

Doch zum Verhängnis wurde dem Tempel der neuen Götter der Zorn patriotischer Duma-Abgeordneter. Sie nahmen, besorgt um die öffentliche Moral, Nachtclubs persönlich in Augenschein. Eine Duma-Delegation suchte den Damenabend, bei dem Dillon Oloyede auftrat, ein wunderschöner Nigerianer, der in Moskau Jura studierte und sich als Tänzer im „Hungry Duck“ etwas hinzuverdiente. Der talentierte Dillon bildete obendrein russische Stripper aus. Die Abgeordneten erlebten, wie der fast nackte Tänzer mit mehreren freiwilligen russischen Tänzerinnen auf der Theke eine erotische Choreographie improvisierte. Aus Lautsprechern erscholl dazu die sowjetische Nationalhymne. Das war zuviel. In der Duma erklangen Brandreden gegen die „Hungry Duck“. Auch die Chefin des Hauses der Kulturschaffenden, eine ehemalige Ballerina, die stolz darauf war, dass sie vor Stalin getanzt hatte, fand die Bar jetzt untragbar. Razzien mehrten sich, die Partner vom Sicherheits-„Dach“ erklärten sich angesichts der mächtigen Feinde des Hauses für machtlos.

Im März 1999 gab Steele auf. Die Staatsanwaltschaft habe ihm vorgeworfen, er habe die russische Jugend verdorben, sagt Steele und fragt: War das nicht das Verbrechen, wofür Sokrates verurteilt wurde? *Kerstin Holm*



KARL LAGERFELD LÄSST NICHT LOCKER

Dieser Mann hat sich zu einem der schärfsten Kritiker der Bundeskanzlerin entwickelt. Karl Lagerfeld, den man bis zur Flüchtlingskrise 2015 zu den Fans von Angela Merkel zählen konnte, übte schon nach der Bundestagswahl im Herbst heftige Kritik: „Vielen Dank, dass Sie ungewollt meinen Nachfahren erlaubt haben, wieder im Parlament vertreten zu sein“ – so ließ er einen düsteren Adolf Hitler aus dem Hintergrund zur Kanzlerin sprechen. „His most biting political cartoon yet“, schrieb „Women’s Wear Daily“ über die „Karlikatur“, die den aufhaltsamen Aufstieg der AfD kommentierte. Im französischen Fernsehen legte Lagerfeld im November nach.

„Wir können nicht Millionen Juden töten und Millionen ihrer schlimmsten Feinde ins Land holen“, sagte er – und benannte damit einen der Gründe für den wachsenden Antisemitismus. Nun stößt er sich an der Seehofer-Replik Merkels, der Islam gehöre sehr wohl zu Deutschland. „Dieser unnütze Satz wird der AfD viele Wähler bringen“, sagt Lagerfeld. „War das nötig?“ Die „Trachten“ jedenfalls, die der Modeschöpfer den beiden Merkels andichtet, zeigen die neue Spannweite der Lebenseinstellungen. Hier die Tschador-Merkel mit pikierendem Blick, da die Dirndl-Merkel mit einer Maß Bier in der Hand – his most biting political cartoon yet. (kai.)

Cassina



AUTHENTIC
INNOVATION

Piero Lissoni

“8” DESIGNED BY PIERO LISSONI

Einmaliges Savoir-Faire.

Ein Ausdruck klassischer Eleganz, gefertigt in den Ateliers bei Cassina in Meda. Die perfekt gefalteten Seitenpaneele umrahmen das bequemste aller Kissensets.

Gewagtes Leichtgewicht und Bequemlichkeit.

Wie bei keinem anderen Sofa trägt das geschmeidige Aluminiumgestell trotz der gehobenen Position über dem Boden zur Stabilität der Struktur von 8 bei. Der Cassina-Klassiker 8 ist zeitlos und über alle Moden erhaben.

Entdecken Sie mehr auf Cassina.com

Machen Sie es persönlich.



PRÊT-À-PARLER



WARUM NICHT EIN „F“ UM DEN HALS!

Ein Namensketten, geht es noch kindlicher? Diese Teile verdienen wirklich den Diminutiv, man kann sie ja kaum ernst nehmen, vielleicht höchstens niedlich finden. Sie sind gewöhnlich aus Nickel und beschieren, in Plastik verschweißt, seit Jahrzehnten Souvenirverkäufern auf der ganzen Welt ein gutes Geschäft. Als die Serie „Sex and the City“ ein Ding war, wird es ihnen mit diesen Ketten besonders gut gegangen sein. Sarah Jessica Parker trug schließlich in ihrer Rolle oft genug die Carrie-Kette.

Warum wir für diese Seite also ausgerechnet jetzt „Faz MAG“ gebastelt haben? Wir wollen den alten Zeiten nicht hinterherhängen, schon gar nicht mit einer Kette! Wir legen uns den Schmuck einfach zurecht, wie er jetzt gehört, auf der Druckplatte der Seite 1 dieser Zeitung vom 16. Juli 1968. Hier muss jeder Buchstabe für sich

gesehen werden. Denn: Alphabet-Schmuck ist jetzt ein Trend. Regressiv? Egozentrisch? So sind sie eben, die Zeiten, da Selbstdarstellung in den sozialen Medien für immer mehr Menschen zur Persönlichkeitsfindung gehört, auch jenseits der Teenager-Jahre. Und wir machen mit: Faz MAG! Gut, es ist nicht so ganz einfach, mit einem großen „F“ wie von Céline (1) um den Hals herumzulaufen, denn zumindest im angloamerikanischen Sprachraum ist das F-Wort noch immer heikel.

Aber, und das ist ja so angenehm an diesem Schmucktrend: Welchen Buchstaben man auswählt, das ist dem Besitzer überlassen. Es muss nicht mal ein Großbuchstabe sein; ein „a“ wie von Monica Vinader (2), zu bestellen über den Online-Shop Net-a-porter, schmückt den Hals auch eine Nummer kleiner. Hier können deshalb all die-

jenigen etwas nachholen, die von ihren Eltern furchtbar exotische Vornamen fürs Leben mitbekommen haben – auf die zum Beispiel die Verkäufer von Souvenir- und Krimskrams-Läden einfach nicht vorbereitet sind. War vielleicht eine nette Idee, aber spätestens mit der Namenskette ging das Konzept dann meistens nicht mehr auf.

Regressiv? Egozentrisch? Vielleicht. Aber so ein A-Schlüsselanhänger wie von Fossil (5) ist auch: spielerisch. Oder ein G im Ohr wie von Ellery (6), ebenfalls zu bestellen über Net-a-porter. Oder ein M von Boumé (4), denn die Münchner Marke spezialisiert sich gleich auf Buchstaben-Cubes. Man ringt hier also etwas länger mit sich, bis man auf dem Armband hat, was zu sagen ist. Der Ring von Chloé (3) ist dagegen eine Ansage für sich: ein Z. Könnte für „Platz da!“ stehen. (jwi.) Foto Frank Röh

Bellice setzt Ihre kreativen Kräfte frei.

Entdecken Sie die unbegrenzten Möglichkeiten des Programms, von Elementen bis zu Armlehnen, Gestellen und Accessoires. Beginnen Sie mit diesem Entwurf von Beck Design und erschaffen Sie Ihre eigene Atmosphäre und Ihren idealen Komfort. Mit Bellice gestalten Sie Ihre Inneneinrichtung persönlicher denn je.

Entdecken Sie alle Möglichkeiten von Bellice bei Ihrem Leolux-Partner in Ihrer Nähe oder besuchen Sie das Leolux-Designcenter in 47800 Krefeld, Elbestraße 39. Oder stellen Sie sich mit dem Leolux Creator auf www.leolux.de Ihren eigenen Entwurf zusammen. Hier können Sie auch das Leolux-Jahrbuch anfordern.



AACHEN-ELEND, Krütgen Haus der Wohnkultur - ARNSBERG Wiethoff Einrichtungshaus GmbH - ASCHAFFENBURG Möbel Maidhof GmbH & Co. KG - ASPERG Knapp Einrichtung und Wohndekor GmbH & Co. KG - BERGISCH GLADBACH Patt Einrichtungen GmbH - BERLIN Oliver Kuhlmeier GmbH - BERLIN Kuslan Einrichtungshaus GmbH - BIETIGHEIM-BISSINGEN Hofmeister GmbH - Erleben-Wohnzentrum Sindelfingen - BONN HSR Heubo - BONN Loft Designmöbel GmbH & Co. KG - BRAUNSCHWEIG Möbel Homann GmbH - BRAUNSCHWEIG Wohndesign A+R GmbH - CELLE-WESTERCELLE Wallach Möbelhaus GmbH & Co. KG - DETMOLD ergonomie - DORSTEN-WULFEN Wohn Centrum Wulfen GmbH - DRESDEN ProSitz-Studio KS Handel und - ESSLINGEN Profil Einrichtungen - ETTINGEN Haug Wohn-Design GmbH - FRICKENHAUSEN Single Möbelfauna GmbH - FRIEDBERG Hans Segmüller Polstermöbelfabrik GmbH & Co. KG - GARBSEN Möbel Hesse GmbH - GEORGMARIENHÜTTE Dransmann B. Jun. GmbH - GÖTTINGEN Einrichtungshaus Günther OHG - GOTTMADINGEN Inpuncto Küchen GmbH - GROSS GERAU Möbel Heidenreich GmbH - HALTERN AM SEE Möbel & Handwerk Döbber GmbH & Co. KG - HAMBURG Marks Einrichtungen GmbH & Co. KG - HAMBURG hülsta-studio Scharbau - HANAU Möbel Eckrich - HELBRONN Fromm GmbH - HEIMINGEN WESTERFELD Möbel Böhm GmbH - ertese Einrichtungen - HERXHEIM Einrichtungshaus Weber GmbH & Co. KG - HERZOGENTHAL Krychewski Einrichtungen GmbH - HILDENHAUSEN Ottensmeyer Wohndesign GmbH - HOPFENALE Bitte Einrichtungshaus - ILINGEN Möbelhaus Dörrenbacher - ISSELD. Jäger-Einrichtungen GmbH - KAARST Hügel Raum und Design GmbH - KASSEL Wohnfabrik Kassel - Kiel Delta Möbel GmbH & Co. KG - KOLN Pfannes & Vimech GmbH - KOLN-MARSBERG Uni-Polster Verwaltung GmbH & Trässer Co. KG - KORNWESTHEIM Die Einrichtung Kleemann KG - KREFELD Design International by Sascha Haag - KREFELD Raumaussattung Feldmann - KREFELD Stefan Küstermann - KRONACH Wohnstudio Vivers Norbert Ruff - KUNZELSAU-GAISBACH Schmezer GmbH Einrichtungshaus - LANGENFELD W & A Wohnen - LANGENWEISSBACH Tischlerei Jens Tuffner - LASTRUP Kesters GmbH - LAUCHRINGEN Möbel Dick GmbH - LEINFELDEN Wohndekor Karl Müller - LÜBECK INFORM Einrichtungen - MANNHEIM Westfalia Möbel Pecek GmbH - MAULBURG Einrichten Schweigert KG - MÜNCHENGLADBACH Tellmann Einrichten & Gestalten - MÜNCHENGLADBACH Frank Zimmermanns Kreatives Wohnen - MONTABAU A-M-S Möbel Gbr - MÜLHEIM AN DER RUHR Partenheimer GmbH - NEUWIED Die Wohnfabrik - Möbel May GmbH - NORDHORN Buitkamp Polstermöbel / Esszimmer - OLDENBURG Möbel Weirauch GmbH - OLPE-LÜTRINGHAUSEN Möbelhaus H. Zeppenfeld GmbH - PARSDORF Hans Segmüller Polstermöbelfabrik GmbH & Co. KG - PFORZHEIM Dieter Horn GmbH - PULHEIM Hans Segmüller Polstermöbelfabrik GmbH & Co. KG - RIEBBERG Knaup individuelles wohnen OHG - SENDEN Möbel Inhofer GmbH & Co. KG - SINDLINGEN Möbelhaus Mornhinweg GmbH - SOULINGEN Möbel Demby GmbH - SPEYER Richard J. maurer wohndesign - STADTHAGEN Möbel The living company GmbH & Co. KG - STODKACH Wohnpar Stumpff - SYKE Wagner Wohnen GmbH - WEINSTADT Ebner Wohnkultur - WEITERSTADT Hans Segmüller Polstermöbelfabrik GmbH & Co. KG - WETZLAR Möbel Schmidt Natürlich Wohnen - WIESLOCH Weckesser Wohnen GmbH - WUPPERTAL Audio 2000 - T. Chodak KG

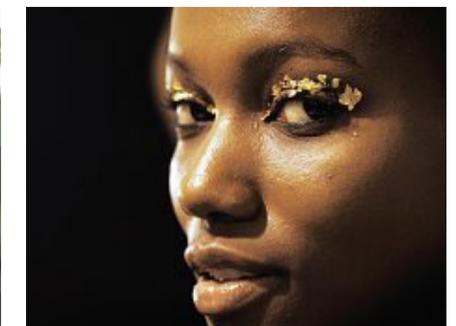
JOHANNES KRENZERS VIDEOS ZUR MODE - AUF FAZ.NET/STIL



Kommen Modenschauen aus der Mode? In seinem ersten Video zum Prêt-à-porter beobachtet Johannes Krenzer, wie sich die Szene neu erfindet (hier Talbot Runhof), damit sie noch gesehen wird.



Was soll ich bloß kaufen? Klaus Ritzenhöfer von „Apropos – The Concept Store“ (Bild Mitte) erklärt, was ein Einzelhändler in Paris ordern muss, um in Deutschland erfolgreich zu sein.



Und was passiert eigentlich Backstage? Albert Kriemler von der Schweizer Modemarke Akris gewährt Einblicke in die Hintergründe seiner Kollektion für Herbst und Winter.

FOTOS: JOHANNES KRENZER



ONLY NETJETS

Erwerben Sie einen Eigentumsanteil an einem NetJets Flugzeug und erhalten Sie Zugang zu über 700 Privatjets weltweit. Nur NetJets bietet Ihnen die Größe, Sicherheit und Leistungsfähigkeit einer kommerziellen Fluggesellschaft, kombiniert mit der Flexibilität und Schnelligkeit eines Privatflugunternehmens.

netjets.com +49 89 2323 7549

Alle von NetJets® Europe angebotenen Flugzeuge werden von NetJets Transportes Aéreos S.A., einer EU-Luftfahrtgesellschaft, betrieben.



FRAGEN ZUM OUTFIT

WER? Chiara Totire hat keine Zeit: „Sind Sie der Mann, der die Kleider abholt?“ Ähem, nein, wir würden nur gern ein Foto machen! „Na gut!“ Sie ist 32 Jahre alt, Italienerin, Stylistin für „Vogue Japan“ und natürlich auch ein Street-Style-Star mit 60.000 Instagram-Abonnenten.

WO? Vor dem Hôtel Costes in Paris, 239-241 Rue Saint-Honoré

WANN? Am 5. März, während der Prêt-à-porter-Schauen

WAS? Hosenanzug von Stella McCartney, Boots von Céline

WIE? „Es ist ein total look, aber das passt doch, oder?“

WARUM? „Man muss sich wohlfühlen in Mode, sie muss einem Selbstsicherheit geben. Das tut dieser Look.“ Und da kommt auch schon der Mann, der die Kleider abholt.

Fotografiert von Helmut Fricke. Aufgezeichnet von Alfons Kaiser.

PRÊT-À-PARLER

WENN DAS WETTER NICHT WILL, BRINGT EIN RAUMDUFT DEN FRÜHLING

Auf „Brrr“ folgt „Ahhh“ – zumindest bei Marcel Wanders. „Ahhh“, das ist der Frühling, jung, zart, frisch, wie ein geheimnisvoller Garten. Der Frühling riecht nach Kardamom, Hyazinthe und Vetiver, dem tropischen Süßgras. Schon jetzt dürfen wir uns auf „Hmm“ und „Grrr“ freuen, und sogar eine fünfte Jahreszeit hat sich der niederländische Designer für Alessi ausgedacht: „Shhh“ steht für Transzendenz. Diese Jahreszeit ist, wie sollte es anders sein, „geheimnisvoll, spirituell, schleierhaft und verhüllend mit einem Hauch von Eukalyptus, Rose und Patschuli“.

Raumdüfte sind heute fast so selbstverständlich wie es schon im 18. und 19. Jahrhundert in gutbürgerlichen Haushalten die Gefäße mit wohlriechenden Pflanzenteilen waren, die man Potpourri („verdorbener Topf“) nennt. Marcel Wanders hat über mehrere Jahre hinweg an seiner Raumduft-Kollektion „The Five Seasons“ gearbeitet. Zu ihr gehören ein Blatt-Duftdiffusor aus Mahagoniholz und Porzellangefäße – weiße für die vier Jahreszeiten sowie schwarze für die Transzendenz. Dank ihres abgerundeten Sockels können die Behälter nach leichtem Anstoßen rotieren. Dadurch zirkuliert die Luft zwischen den Mahagoni-Blättern, und der Duft verteilt sich noch besser im Raum. Die Düfte selbst wurden in der Hauptstadt des Parfums kreiert, im französischen Grasse. Zur Kollektion gehören auch noch Duftkerzen, Raumduftzerstäuber sowie ein Diffusor aus Lavastein. Zudem hat Wanders einen Kerzenhalter für Flaschenhalse („Smack“) und einen Kerzenlöscher entworfen, der wie eine Biene geformt ist und einen überlangen Stachel als Griff hat („Bzzz“).

Ihr Debüt feiert die umfangreiche neue Serie auf der diesjährigen Mailänder Möbelmesse, dem Salone del Mobile,

die am Dienstag beginnt. Dann kann man selbst testen, ob der Frühling im Frühling tatsächlich die beste Duft-Jahreszeit ist. Oder ist es vielleicht der Sommer „Hmm“, mit seiner Mischung aus Feige, roten Früchten und verschiedenen

Hölzern? Oder eher der Herbst „Grrr“ mit Weihrauch, Zedernholz und Moos? Vielleicht kehrt ja auch noch einmal der Winter mit Bergamotte, Maiglöckchen und Moschus ein. (pps.)



Endlich Frühling: Die Raumduft-Kollektion „The Five Seasons“ (rechts der Winter) kennt nicht nur vier Jahreszeiten.

FOTOS: HERSTELLER

PRÊT-À-PARLER



DU SOLLST DIR EIN BILD MACHEN

Anfangs war Reinhold Messner skeptisch. Michele Petrucci war eigens zu ihm nach Bozen gereist, um ihm von seiner Idee zu berichten: einer Comic-Biografie über das Leben des Abenteurers. „Seine erste Reaktion war zurückhaltend“, erinnert sich Petrucci. Dann aber erklärte er Messner, was ihm vorschwebte, zeigte ihm die Entwürfe, die er angefertigt hatte. Als der Südtiroler Extrembergsteiger die Bilder sah, „verstand ich, welche Leidenschaft aus seiner Arbeit sprach, und ich merkte, dass sich unsere Visionen ähneln“ – so beschreibt es Messner im Vorwort des Buchs.

Was Petrucci reizte, war Messners Vision des Bergsteigens: Alpinismus als Abenteuer, Alpinismus als Performance-Kunst. „Drei Hauptelemente dieser Vision waren mir wichtig: Ausgesetztheit, Verzicht, Niederlage“, sagt Petrucci. „Drei Elemente, die auch in meiner Arbeit essentiell sind.“ So machte sich der Italiener, der für den „Corriere della Sera“ und andere Zeitungen zeichnet, ein Bild wichtiger

Stationen in Messners Vita: Kindheit in Südtirol, Klettertouren in den Dolomiten, die großen Expeditionen im Himalaja, die Abenteuer an den Polen und in den Wüsten, die Kontroverse um den Yeti, das Projekt der Messner-Mountain-Museen. Am schwierigsten sei es gewesen, die Geschichte in Messners eigenen Worten zu erzählen – und dem facettenreichen Leben des Kletterers, Alpinisten, Autors, Forschers, Landwirts, Politikers gerecht zu werden. „Diese Synthese war mir sehr wichtig.“

„Der Berg“, „Die Leere“, „Der Phönix“ – so hat Petrucci die Kapitel seiner Biographie überschrieben. In kraftvollen, dramatischen, teils drastischen Szenen zeigt er Träume und Alpträume, Triumphe und Tiefschläge. Und was sagt der Gezeichnete? „Ich finde, es ist ihm ausgezeichnet gelungen, ein so komplexes Leben wie das meine zu erzählen.“ (nle.)

Michele Petrucci: Reinhold Messner. Das Leben eines Extrembergsteigers. Knesebeck-Verlag, 22 Euro.

DIESE SCHILDER WEISEN DIE RICHTUNG

Nervosität, Anspannung und Leistungsdruck – für Schüler der Oberstufe gehört das zum Alltag, erst recht wegen der Schulzeitverkürzung durch das G8-System. Viele finden ihren Ausgleich durch Yoga oder Sport. Der Oberstufenkurs eines Gymnasiums in Düsseldorf hat seine ganz eigene Methode gefunden, der Arbeitsbelastung mit praktischer Tätigkeit entgegenzuwirken: Der Projekt-Kurs der Q1 (entspricht der elften Klasse) des Max-Planck-Gymnasiums gründete eine Schülerfirma: Streetcycled.

Im Rahmen des Programms „Junior“ des Instituts der deutschen Wirtschaft in Köln stellen die Schüler aus ausgerichteten Straßenschilddern Einrichtungsgegenstände her. Es begann mit einem zu einer Uhr umfunktionierten Halteverbotsschild. „Die Jungs wollten unbedingt Uhren herstellen, weil in unserer Schule langweilige Uhren hängen“, erzählt die Schülerin Alina Schmolke. Mittlerweile gibt es Garderoben, Wandregale, Tische und Tablett, folgen sollen Stehtische und Sondereditionen. Durch die Schrammen, die ein Schild im Laufe seines Lebens an der Straße davonträgt, wird aus jedem Stück ein Unikat.

Zunächst ließ die Klasse um Lehrerin Hannah Matthiesen ihre Produkte in einer Schlosserei fertigen. Dann legten die Schüler selbst Hand an. „Wir wollen einfach näher am Produkt sein und können so die Qualität sicherstellen. Außerdem können wir auf diese Art enorm viel Zeit sparen“, sagt Sprecherin Alina Schmolke. Seither schneiden, sägen und nageln sie unter Anleitung zweier Lehrer in den Werkstätten des Düsseldorfer Franz-Jürgens-Berufskollegs. Der Kurs, der gern beim bundesweiten Wettbewerb des Programms „Junior“ gewinnen würde, folgt dem Retro- und dem Upcycling-Trend – und spendet einen Teil seiner Einnahmen an Verkehrsopfer. „Uns war von Anfang an klar, dass wir mit unserer Firma etwas Soziales machen wollen“, sagt Schmolke. Seit kurzem berechnen die Schüler zudem, wie viel Kohlendioxid sie durch ihre Produkte einsparen. Ihre Ersparnis setzen sie in Luftballons als Einheit um – und kommen bisher auf satte 4200 prall gefüllte Kohlendioxid-Ballons.

Die Klasse hatte sich zuvor intensiv mit dem Thema Upcycling beschäftigt, also der Umwandlung von Abfällen in nützliche Produkte. Irgendwann kam die Frage auf, was denn eigentlich mit ausgerichteten Straßenschilddern passiert. „Weil die meisten von uns gerade die Führerscheinprüfung ansteuern“, sagt Schmolke. Sie fanden den richtigen Kontakt bei der Stadt, um sich die Schilder zu beschaffen – und überhaupt wurden die Sechzehn- und Siebzehnjährigen immer professioneller. Streetcycled verkauft die Produkte nun nicht nur online, sondern auch in Düsseldorfer Läden.

„Man merkt ziemlich schnell, dass man miteinander arbeiten muss, damit alles funktioniert“, sagt Schmolke. Die Business-Profis werden auch zu Teamworkern – und Marketingspezialisten. Imagefilm, Flyer und Sticker sind schon selbstverständlich. Und weil sie zur Generation Internet gehören, sind sie natürlich auf allen Social-Media-Plattformen vertreten. *Johanna Christner*



Schilder zu Tischen: Düsseldorfer Schüler haben die Zeichen der Zeit richtig verstanden.

FOTOS: INSEBECK-VERLAG, HERSTELLER



Schaufensterschau in Paris: Das Berliner Label Ottolinger veranstaltete beim Prêt-à-porter im März die wohl originellste Präsentation.

Fotos Helmut Fricke

DIE NEUE KOLLEKTION IST SCHON IN DER ÄNDERUNGSSCHNEIDEREI

Es regnete in Strömen, aber niemandem machte es etwas aus. Schon deshalb, weil sofort eine Mitarbeiterin von Ottolinger herbeikam, um einen Platz unter ihrem Schirm anzubieten. So blieb die Zuschauer an der Ecke von Rue Saint-Bon und Rue Pernelle nicht nur trocken – sie konnten sich die seltsam schöne Schaufensterschau auch gleich von den Mitarbeitern erklären lassen.

Ottolinger also besteht aus den beiden Schweizer Modemacherinnen Cosima Gadiant und Christa Bösch. Sie lernten sich beim Modestudium in Basel kennen und bauen seit drei Jahren ihre Marke in Berlin auf – der wunderliche Markenname stammt, ganz einfach, vom Namensschild der Wohnung neben ihrem ersten Studio.

Es ist ein Wagnis für eine kleine Marke aus Berlin, in Paris beim Prêt-à-porter mitspielen zu wollen, wegen der hohen Kosten und der großen Konkurrenz. Das Motto muss also lauten: Kosten knapp halten und mit originellen Ideen überzeugen. Letztes Mal haben die beiden das auf dem Wasser geschafft: Auf einem *Bateau mouche*, einem der Touristenschiffe auf der Seine, liefen die Models in der Kollektion für dieses Frühjahr übers Oberdeck. Und dieses Mal findet die Schau eben im Wasser statt.

Die beiden Designerinnen sind hier draußen aber erst einmal nicht zu sehen, sondern organisieren das alles aus dem Backstage-Chaos des Ladens „Oriental Weddings“. Zu sehen sind aber die Models, die im Schaufenster stehen wie die Prostituierten an der Herberstraße in Hamburg oder in der Altstadt von Amsterdam. Schon diese Assoziation zeigt, dass Ottolinger nicht eindimensional zu verstehen ist, sondern als kompliziertes Webmuster aus ganz verschiedenen Referenzen. Denn natürlich geht es hier nicht darum, dass die Frauen ihren Körper anbieten, sondern dass sie in selbstbewusster Pose genau das Gegenteil tun: sich nämlich in Mode darzustellen, die mit starken Entwürfen vor allem weiblicher Selbstbestimmung dient.

Und noch einen Erwartungshorizont eröffnet der Blick unterm Schirm hervor: Es sieht fast so aus, als ginge es im Schaufenster um Sofortverkauf. Fast! Denn die beiden Modemacherinnen persiflieren eher die großen Marken, die ihr Heil im See-now-buy-now-Konzept suchen, also in dem Vorhaben, die Kleidungsstücke vom Laufsteg sogleich im Geschäft zu verkaufen. Hier ist das Geschäft der Catwalk, und der Catwalk ist das Geschäft, aber kaufen kann man natürlich nicht, denn Cosima Gadiant und Christa Bösch kennen den Rhythmus der Mode besser als Christopher Bailey und Tommy Hilffiger. Und sie machen sogar – ganz

untypisch für die Modesezene – selbstironische Witze. An einem Fenster steht „Pressing 4“, französisch für „Chemische Reinigung“. An einem anderen heißt es: „Retouches tous Vetements“. Und das ist so wunderbar, dass man es näher erklären muss: Natürlich weist das auf einen Änderungsschneider hin. Aber in der harmlosen Aufschrift versteckt sich ein ästhetisches Programm: Hier wird auch Vetements geändert, also die Trendmarke, die gerade in Paris das Maß aller Dinge ist. Sie wird ohne *accent circonflexe* geschrieben – was sich in dieser Fensterscheibe reflektiert, wengleich in Versalien, die ohnehin oft ohne Akzente auskommen. Was Ottolinger damit sagen möchte: Auch wir mögen vom Vetements-Stil der Überweiten beeinflusst sein, aber wir passen ihn unseren Vorstellungen an.

Der Clou, um auf den Boden der Tatsachen zu kommen: Die Aufschrift auf den Scheiben stammt gar nicht von Ottolinger! Sie stammt von der Änderungsschneiderei „Pressing 4“, die hier sitzt, im vierten Arrondissement, wenn nicht gerade Models im Fenster stehen. Die Meta-



Backstage im Laden „Oriental Weddings“: Cosima Gadiant (links) und Christa Bösch setzen ihre Mode in neue Zusammenhänge.

Modetheorie geht buchstäblich weiter, als Memento mori: Diesem Anfang wohnt ein Ende inne.

Es ist kein Wunder, dass man sich so viele Gedanken macht. Denn diese Mode ruft danach. Da wird nicht getan, als ob. Da geht es um komplex konstruierte Entwürfe, die biographischen Sinn haben, textilen Sachverstand beweisen und auf dem Stand der aktuellen modischen Debatte sind. Man muss gedanklich schon bis zu Marc Jacobs, Martin Margiela, dem ebenfalls aus Berlin stammenden Experimental-Label Bless oder, ja, Vetements gehen, um eine solche Präsentation zu durchdringen.

Fake ist bei diesen Designerinnen nur das Leder. Der schöne Schein entsteht erst gar nicht, wenn man alle möglichen Stile mischt, wenn man die Sachen batik, färbt, zerreißt oder ankokelt. Cosima Gadiant und Christa Bösch können das nebenan erklären, Backstage im „Oriental Weddings“, wo die Hochzeitskleider hinter Plastikplanen gesichert sind. Auch in der Herstellung zeigen sich die vielen Bezüge dieser Mode. Sie lassen Anzüge in Polen herstellen, Jersey in Portugal, Strick in Bulgarien. Sie verkaufen nach Japan, Taiwan und Südkorea. Sie bestätigen somit das seltsame Klischee, dass Berliner Marken in Ostasien beliebter sind als in Westdeutschland. Genau einen Laden beliefern sie in Deutschland: „The Store“ im Berliner „Soho House“ – ein Geschäft mit britischer Kreativchefin.

Ihre Herkunft erkennt man in subtextilen Andeutungen. Die Schweiz ist nicht nur wichtig wegen der Stoffe, sondern auch wegen der Formen. Von Ferne erkennt man Trachten-Silhouetten oder zumindest Restbestände in Form von Bustiers. Dicker Strick ist dekonstruiert, die Jacke eines Military-Looks gerüchert, ein weißes Oberteil vollkommen durchlöchert. Sie meinen es ernst, und doch ist es ein Spaß. Kann Mode mehr?

Ja, noch mehr. Am Ende kam die Polizei, weil so viele Gäste vom einen zum anderen Schaufenster auf der gegenüberliegenden Straßenseite gingen und den Verkehr behinderten. Das war kein weiterer Akt in dieser Performance, sondern noch ein Beweis dafür, dass Mode sogar etwas mit dem wahren Leben zu tun haben kann. *Alfons Kaiser*

PRÊT-À-PARLER

TABLEBENCH

Ein Tisch zum Picknicken sollte es werden – es wurde eine halbe Tischbank. Der Vorteil von Jaïr Straschnow's Arbeit: Man kann sie auch an die Wand stellen. Der Israeli, der in Amsterdam lebt, ist ein Spezialist für Outdoor-Möbel. Sein neuer Entwurf (Weltevree) ist zudem eine ideale Werkbank für den Hobbykeller.



HAMA

Das Bonner Unternehmen Echtstahl hat sich auf Stahl spezialisiert – und nur auf wiederverwerteten Stahl. Daraus besteht auch der Stuhl aus gebogenen Rohren und gekanteten Blechen des Berliner Designers Mark Braun. Das Metall ist pulverbeschichtet, der Stuhl, den es in zwei Breiten gibt, stapelbar.



HUGO

Mit diesem Entwurf für den italienischen Hersteller Unopiù will der Australier Jamie Durie die fünfziger Jahre wieder aufleben lassen – und das Design des Amerikaners Milo Baughman. Die Kissen aus der Acrylfaser Tempotest scheinen zu schweben. Zu Sessel oder Sofa gehören auch noch Couchtische – ebenfalls aus Edelstahl und Teakholz.



FOLIA

Kris Van Puyvelde und Frank Boschman lernten sich beim Ingenieurstudium in Antwerpen kennen, 1992 gründeten sie Royal Botania. Sie wollten weg vom Kolonialstil bei Outdoor-Möbeln. Herausgekommen ist auch dieser Stuhl aus Edelstahl, entworfen von Kris Van Puyvelde, der wie eine grazile Pflanze aus dem Boden wächst.



FLOW

Der Outdoor-Sessel aus pulverbeschichtetem Aluminium sieht aus wie ein Schaukelstuhl aus Holz. Das Design-Team der Marke Weishäupl aus Stephanskirchen in Bayern hat eine leichte Kollektion entworfen, die in neun Farben erhältlich ist. Zu ihr gehören Tische und Stühle mit und ohne Lehnen, die nicht immer auf Kufen stehen.



TAVOLO ZERO

Erst die Tischplatte macht den Entwurf von Ron Gilad (Alias) wetterfest und für den Garten tauglich – sie besteht aus Corian. Der Rahmen setzt sich aus Aluminiumdruckguss-Elementen zusammen. Ein markantes Detail bei dem Entwurf des Designers, der in Israel geboren wurde und sein Studio in New York hat, sind die ausgesparten Ecken.



CIRCO

Sebastian Herkner bereist die Welt und lässt sich mal von der Handwerkskunst auf den Philippinen, mal in Simbabwe inspirieren. Diese Kollektion des Offenbacher Designers aus pulverbeschichtetem Stahlrohr und Kunststoffgeflecht wird von „artesanos“ in Kolumbien gefertigt. Hersteller ist das Unternehmen Ames in Koblenz, das von einer Kolumbianerin geleitet wird: Ana María Calderón Kayser.



CTR

Tricord nennt sich die Kunststofffaser aus Polyolefinen, die wetterfest und umweltfreundlich ist, denn sie ist wiederverwertbar. Zudem wirkt sie ganz natürlich. Der Italiener Piergiorgio Cazzaniga nutzt sie bei seiner Kollektion für den belgischen Hersteller Tribù, etwa bei der Rückenlehne seines neuen Barhockers.



GENUA

Leicht sollte sie sein, schlicht und stapelbar. Die Sonnenliege des Berliners Mark Braun erfüllt alle Kriterien, die ihm das Münsteraner Unternehmen Conmoto („in Bewegung“) zur Aufgabe gestellt hat. Das Werk aus Stahlrohr und Textil (plus Nackenrolle) ist in Aluminiumausführung sogar noch leichter.



GEOMETRICS

Teppiche für Balkon und Terrasse haben Konjunktur. Schließlich gibt es heute Kunststoffe, denen weder Sonne noch Schnee etwas anhaben können. Für den spanischen Hersteller Kettal haben Doshi Levien eine Kollektion entworfen, die durch ihr Spiel von Linien und Farben zusätzlich Tiefe bekommt.



NEF

Der Franzose Patrick Norguet hat einen Rückzugsort geschaffen: Sein Sessel für Emu soll vor der Umwelt schützen, ohne dass man den Kontakt zu ihr verliert. Das gelingt mit einer hohen Rückenlehne, die aus Polyesterflechtwerk besteht. Damit verleiht Norguet seinem Entwurf aus Aluminium auch eine „visuelle Leichtigkeit“.



SHELL

Wie eine Muschel öffnet sich das Schaumstoffkissen mit dem wetterfesten Samtbezug. Zusammengefaltet lässt es sich überall mit hinnehmen und auf dem Rasen, einer Bank oder dem viel zu harten eigenen Gartenstuhl ausbreiten. Die Idee hatte Linda Brattlöf, die vor sechs Jahren die schwedische Marke Garden Glory gründete.

INDOOR OUT

Langsam wird es draußen warm. Daher hier die schönsten neuen Entwürfe für Balkon, Terrasse und Garten.

Von Peter-Philipp Schmitt



COLETTE

Die Herstellung des Sessels ist aufwendig: Die Metallstruktur muss an mehr als 300 Stellen verschweißt werden, bevor sie mit Epoxidpulver lackiert wird, um sie vor Witterung und Korrosion zu schützen. Der Sitz besteht aus einem Polypropylengeflecht. Den Entwurf von Rodolfo Dordoni (Minotti) gibt es in den Farben Sand, Sunflower, Khakigrün und Rostrot.



THE OTHERS

Wie Außerirdische wirken die handgewobenen Leuchten (Dedon) von Stephen Burks. Seine witzigen Skulpturen, die sich totemähnlich übereinander stellen lassen, hat der New Yorker mit Acrylglasaugen versehen. Damit will er auch ein Zeichen setzen: Irgendwann, so meint er, sei schließlich jeder mal „der Andere“.



TABOUR

Die Sitzkissen für zwangloses Plaudern hatte das Londoner Designerduo Doshi Levien (Nipa Doshi und Jonathan Levien) schon 2016 zusammen mit dem Hersteller B&B Italia vorgestellt, allerdings für drinnen. Nun folgt eine wetterfeste Version für draußen. Der „Knopf“ in der Mitte aus Polyurethanharz dient als Tablett.

TUILE

Das französische Wort Tuile bezeichnet ein Gebäck, das halbmondförmig gebogen ist – so wie die Form der Rücken- und Armlehne des Polstersessels (Kristalia) von Patrick Norguet. Der Franzose spielt mit der Idee, einen Wohnzimmersessel ins Freie zu versetzen, was ihm vor allem der Bezug aus Sunbrella ermöglicht: Er ist UV-beständig und wasserabweisend.



BLOW

Mundgeblasen sind diese Sockel nicht. Sie bestehen vielmehr aus Keramik, die in den Farben Smoke, Coffee oder Emerald glasiert wird. Darauf setzt der Däne Henrik Pedersen noch eine polierte Teakholz-Platte. Die Beistelltische (Gloster) gibt es mit Plattengrößen von 42 oder 65 Zentimetern Durchmesser.





FOTOS ALEXANDER BELLO, MÄRTA LARSSON (4)

STEINAVSTEN

Märta Larsson stammt aus Lappland. Die rauhe Natur ihrer Heimat prägt auch den Schmuck, den die Schwedin entwirft.

Von
Peter-Philipp Schmitt

Vier Jahre ist er her, ihr „Victoria-Moment“. Plötzlich war Märta Larssons Name in vielen Zeitungen und Magazinen zu lesen, vor allem in ihrer Heimat Schweden. Ihre Karriere, die damals gerade erst ein paar Monate währte, nahm danach dermaßen Fahrt auf, dass die Schmuckdesignerin, die damals auch noch schwanger war, kaum mit der Produktion immer neuer Halsketten, Armbänder, Ohr- und Fingerringe nachkam.

Inzwischen ist Märta Larssons Sohn Åsom dreieinhalb Jahre alt. Die Nachfrage nach ihren Schmuckstücken ist zwar weiter gewachsen, doch damit kommt sie mittlerweile so gut zurecht, dass sie sogar die Zeit hatte, eine Kollektion aus Tüchern und Kimonos aus Seide aufzulegen. Sie sind mit Steinen bedruckt, wie sie Larsson auch für ihren Schmuck verwendet. Ihre erste Prêt-à-porter-Kollektion präsentierte sie im März auf der Pariser Modewoche im Tuileries-Showroom.

Der folgenreiche „Victoria-Moment“ – er hatte natürlich mit der schwedischen Kronprinzessin zu tun. Victoria kam vor vier Jahren auf offiziellen Deutschland-Besuch. Erste Station war Hamburg. Dort musste sie – der Tradition folgend – den Ersten Bürgermeister der Stadt, Olaf Scholz, am oberen Ende der Senatstreppe im Rathaus begrüßen, obwohl die Kronprinzessin nach einem Ski-Unfall auf Krücken unterwegs war. Es war ein gefundenes Fressen für die Presse, die mit Überschriften wie „Trotz Krücken einfach königlich!“ und „Entzücken mit Krücken“ glänzte.

Besondere Erwähnung fand dabei stets auch die „Kette in XL“, die die künftige schwedische Königin um ihren Hals trug: schwarze Turmaline, so groß wie Walnüsse. „Das war mein Victoria-Moment“, sagt Märta Larsson.

Mit zwei großen und sehr schweren Taschen ist die Dreieundvierzigjährige an



Roh und ungeschliffen: Ohrringe und Halsketten mit Pyrit und Chrysokoll (oben rechts)



diesem warmen Frühlingstag ins Svenskt Tenn am Strandvägen im Stockholmer Stadtbezirk Östermalm gekommen. Das Unternehmen, von Estrid Ericson 1924 gegründet, bietet auf zwei Etagen ausschließlich schwedisches Design an, darunter auch Märta Larssons Schmuck.

Wer mag, kann sich dort zum Beispiel den Ring Alice kaufen, der nach der Kultur- und Demokratieministerin Alice Bah Kuhnke benannt ist. Die Grünen-Politikerin trug ihn im November zu einem vielbeachteten Kleid aus Papier anlässlich der Verleihung des Literaturnobelpreises an Kazuo Ishiguro. Mit der strahlend weißen Origami-Robe samt fächerartig gefalteter Schulterpartie wollte die ehemalige Fernsehmoderatorin mit gambischen Wurzeln ein Zeichen setzen: gegen den Klimawandel in der Arktis. Passend zu dem Entwurf von Bea Szenfeld und Naim Josefi hatte sich die Ministerin von Märta Larsson Ohringe und einen Fingerring mit weißen Quarzsteinen anfertigen lassen. Der Quarz sollte wie arktisches Eis wirken, das langsam vor sich hin schmilzt.

Alice ist aber nicht gleich Alice. „Jeder Stein ist natürlich ein Unikat“, sagt die Designerin. Nach und nach holt sie ihre Mitbringsel aus den Taschen. Als erstes steckt sie sich einen Ring mit einem metallisch glänzenden Pyrit an den Finger, dann legt sie sich eine schwere Amethyst-Kette um den Hals, schließlich holt sie Ohringe mit grünen Dioprasen aus einem Schächtelchen. Kette folgt auf Kette, Ring auf Ring, Armband auf Armband.

Sie selbst trägt ein Stück aus ihrer Bondage-Kollektion um den Hals: Es ist ein würfelförmiger Pyrit, den sie mit Golddraht umwickelt und an einem schwarzen Lederband befestigt hat. Märta Larsson hat eigens Draht und Zange mitgebracht, um zu zeigen, wie sie jeden der handverlesenen Steine so lange mit Gold oder Silber „fesselt“, bis aus Metall und Mineral eine fast untrennbare Einheit geworden ist.

Auch Snoopy und Belle hat sie schon mit Bondage-Ketten ausstatten dürfen. Für sie war das eine große Ehre, gehört sie doch damit in eine Reihe von Designern wie Karl Lagerfeld, Diane von Furstenberg, Gianni Versace, Oscar de la Renta, Isabel Marant und Philip Treacy. Sie alle haben die Hundeschwister aus den „Peanuts“ für die Show „Snoopy & Belle in Fashion“ schon eingekleidet. Zur Zeit sind die Couture-Puppen in den Vereinigten Staaten zu sehen – ein Paar trägt die von Larsson gefertigten Pyrit-Ketten.

Die Steine für ihren Schmuck sucht sie alle selbst aus. Dafür fährt sie auf große Stein- und Mineralienbörsen – etwa zur „Mineral & Gem“ im Juni nach Sainte-Marie-aux-Mines in den französischen Vogesen. Die Händler kennen Märta Larsson inzwischen gut. Die Schwedin weiß, was sie will: Amethyste aus Brasilien, Pyrite aus Chile, Peru oder Spanien, Turmaline aus Arizona, Magnesite aus Südafrika, Chrysokolle aus dem Kongo, Dioprase aus Australien, Lapislazulis vom Hindukusch oder auch Achate aus Deutschland.

Die Steine bleiben so, wie Märta Larsson sie findet. Sie werden weder zerschnitten noch geschliffen. Darum ist die Suche so aufwendig: Für einen Ring müssen die Steine auf ihrer Unterseite schön flach sein, weil sie dort mit dem Ring verbunden werden. Für Armbänder und Halsketten benötigt sie jeweils gleich mehrere perfekt zueinander passende Steine. Dafür verwendet sie ein Tablett, auf dem sie ihre Fundstücke so aufreht, wie sie einmal miteinander verbunden sein sollen.



STEN AV STEN



Der „Victoria-Moment“: Die Kronprinzessin liebt die großen Märta-Larsson-Turmaline.



Gegen den Klimawandel: Kulturministerin Alice Bah Kuhnke trägt weißen Quarz am Ohr.

Liebt Patti Smith: Märta Larsson ist Schmuckdesignerin, Tänzerin und Rocksängerin.

Ihre Schätze trägt sie zu einem Goldschmied in London, was am Flughafen oft Aufsehen hervorruft. „Ich muss immer mein Handgepäck öffnen und genau erklären, warum ich so viele Steine durch die Gegend schlepe.“ Ärger habe sie noch nie bekommen. „Oft sind die Kontrolleure so begeistert, dass sie meine Visitenkarte wollen.“

Ihrem Goldschmied in London zeigt sie genau, wie er die Steine zusammenfügen soll. Dafür werden sie vorsichtig durchbohrt und mit Silber- oder Golddrähten miteinander verschraubt und verknüpft. Angeschraubt werden auch die Fingerringe, die nicht rund, sondern viereckig sind. Der Stein hat so mehr Halt, der Ring kann nicht so leicht verrutschen.

Märta Larsson ist mit Steinen aufgewachsen. Sie stammt aus Lycksele in der schwedischen Provinz Västerbottens län. Der kleine Ort liegt in Lappland, etwa 800 Kilometer von Stockholm entfernt. Viel Abwechslung gab es in ihrer Kindheit nicht. Die Natur bestimmte ihr Leben genauso wie das ihres Vaters, der Förster war.

Die Urlaube verbrachte die Familie noch nördlicher, am Nordkap. „Dort habe ich eines Tages mit meiner Mutter einen Silberschmied besucht“, erzählt Märta Larsson. „Ich war sieben Jahre alt und total fasziniert. Ich durfte mir am Ende sogar ein Schmuckstück aussuchen.“ Im Rückblick, sagt sie, war dies der prägende Moment, der sie schließlich zur Schmuckdesignerin werden ließ.

Zunächst aber ging sie nach der Schule nach Stockholm an die Ballett Akademie, um Tänzerin zu werden. Später folgte sie ihrem Freund nach London und gründete dort die Band The DFCs (The Don't Fucking Cares). Musik ist ihre zweite Leidenschaft, auch wenn sie kaum noch zum Singen kommt, etwa mit ihrer anderen Band Streetly Electric.

Märta Larsson pendelt zwischen London und Stockholm. In London präsentierte sie 2013 auch ihre erste Schmuckkollektion „Not a Pearl Necklace“ (Keine Perlenkette) bei Nicholas James in Hatton Garden. Mehrere Kollektionen folgten. Neu ist ihre Signature-Serie – Ringe und Armbänder aus Edelmetall und ganz ohne Steine, aber markant viereckig und mit einem großen eingravierten „M“ als einziger Dekoration. Damit stecke in der neuen Kollektion ein wenig mehr London und etwas weniger Lappland.

Die beiden so unterschiedlichen Orte sind Hauptquellen ihrer Inspiration. Gegensätze seien wichtig für ihre Kreativität. „Lappland steht für die wilde Natur, die Rohheit der Steine. London wiederum verleiht meiner Arbeit einen modernen, fast dekadenten Touch.“ Bei London denkt sie vor allem an die siebziger Jahre, den Rock, den Punk, der die Stadt geprägt habe.

Sie sei fasziniert von Orten wie dem „Colony Room“ in Soho. Der Club wurde einst von Muriel Belcher und Francis Bacon gegründet, schloss aber 2008 endgültig seine Türen. In ihm gingen Künstler wie George Melly, Peter O'Toole und Lucian Freud ein und aus, später auch Damian Hirst, Lisa Stansfield – und Märta Larsson. „Ich finde es natürlich gut, dass Kronprinzessin Victoria und unsere Kulturministerin meinen Schmuck tragen. Doch wenn ich mir eine Kundin wünschen dürfte, dann wäre das Tilda Swinton – oder noch besser: Patti Smith.“

FOTOS: ALEXANDER BELLO, DOP/IMAGES, ACTION PRESS

BREITLING
1884



AIR
SEA
LAND
NAVITIMER 1

BREITLING BOUTIQUE
BÖRSENSTRASSE 2-4
FRANKFURT



Spiel mit dem Schicksal

Jetzt im Frühjahr sind sie wieder zu sehen: Tattoos sind Zeichen für die Rückkehr des magischen Denkens.

Von Tilman Allert

typisch überbieten zu wollen, aber jenseits der Konkurrenz unter *peers* zeigt sich, worum es geht. Das Tattoo suggeriert, dass man gegen einen möglichen Verlust gewappnet ist. Die artistische Virtuosität, das Leistungspotenzial des Spielers wird im Wettkampf notorisch durch zwei unkontrollierbare und unvermeidbare Situationen herausgefordert, eine mögliche Verletzung und die Zufälligkeit des Ballverlaufs. Das in die Haut gestochene Zeichen beschwört gegen die Erfahrung möglichen Scheiterns die Kontinuität des leiblichen Vermögens. Gegen erfahrene und traumatisierende Verletzungen, sei es durch den Gegner, sei es durch den Zufall, insistiert das Tattoo gleichsam auf Stolz und Zuversicht – eine Sinnzuschreibung, die im übrigen an den ethnologischen Befund anschließt, demzufolge man in den Ursprungsregionen des Tattoos das schicksalhafte Überwältigtwerden durch Widerfahrnisse mit magischen Praktiken zu bannen versuchte.

Das großflächige Ornament findet nicht nur bei Prominenten aus dem Sport Anklang. Verbreitet ist es bei Angehörigen von Berufsgruppen – das ist die zweite Dimension des Motivs der Schicksalskontrolle –, deren Tätigkeitsprofil wenig Spielraum lässt, kommunikativ Besonderheit zu artikulieren. Im Versteck der verwandelten Haut gelingt es, sich einem möglichen Ansehensverlust zu entziehen. Das Tattoo schützt vor dem meritokratischen Vergleich mit anderen, gegenüber denen man sich chancenlos glaubt.

Die dritte Gruppe zeigt eine Vorliebe nicht für opulente Großflächigkeit, sondern für rätselhafte Kürzel, verschlüsselte Identitäten. Man bildet das eigene Sternzeichen oder geometrische Figuren auf der Haut ab, angedeutete kapriziöse Chiffren, in denen die innere Realität der Person als hoch ausdeutungsfähig erscheint. Eine Selbstverzauberung mit

Hilfe der Abstraktion, motiviert durch den Wunsch, sich selbst als ein Rebus zu entwerfen und den Anspruch auf Rätselhaftigkeit zeichenhaft zu kultivieren. Hierbei deutet das Tattoo ein Versprechen an und versieht das Selbst mit einem Geheimnis. Man überlässt sich dieser Signatur der Zauberhaftigkeit und insofern Einzigartigkeit in der Hoffnung darauf, dass das Gegenüber dem Rätsel auf die Spur kommen möge.

Unschwer ist zu erkennen, auf welche Erfahrungen damit angespielt wird – nämlich auf kommunikative Situationen mit hohem Zufallspotential, dem ersten Eindruck und der offenen Zukunft beim ersten Kennenlernen. Das Tattoo übernimmt als gleichsam erstarrte Koketterie die Funktion, kommunikative Ambivalenz zu erzeugen und zugleich zu überwinden, sich zu verrätseln und gerade darin auf sich aufmerksam zu machen.

Gemeinsam ist diesen Beispielen der Impuls, die Situation magisch zu kontrollieren. Die geistige Dimension des Tätowierens wird von einem Schicksalsglauben bestimmt, der nicht im Widerspruch steht zum demonstrativen Individualismus, sondern der gerade die hohe Wertschätzung des individuellen Vermögens, des Engagements und der Initiative in den Horizont der Vorherbestimmtheit und damit in die Nähe des Tragischen rückt.

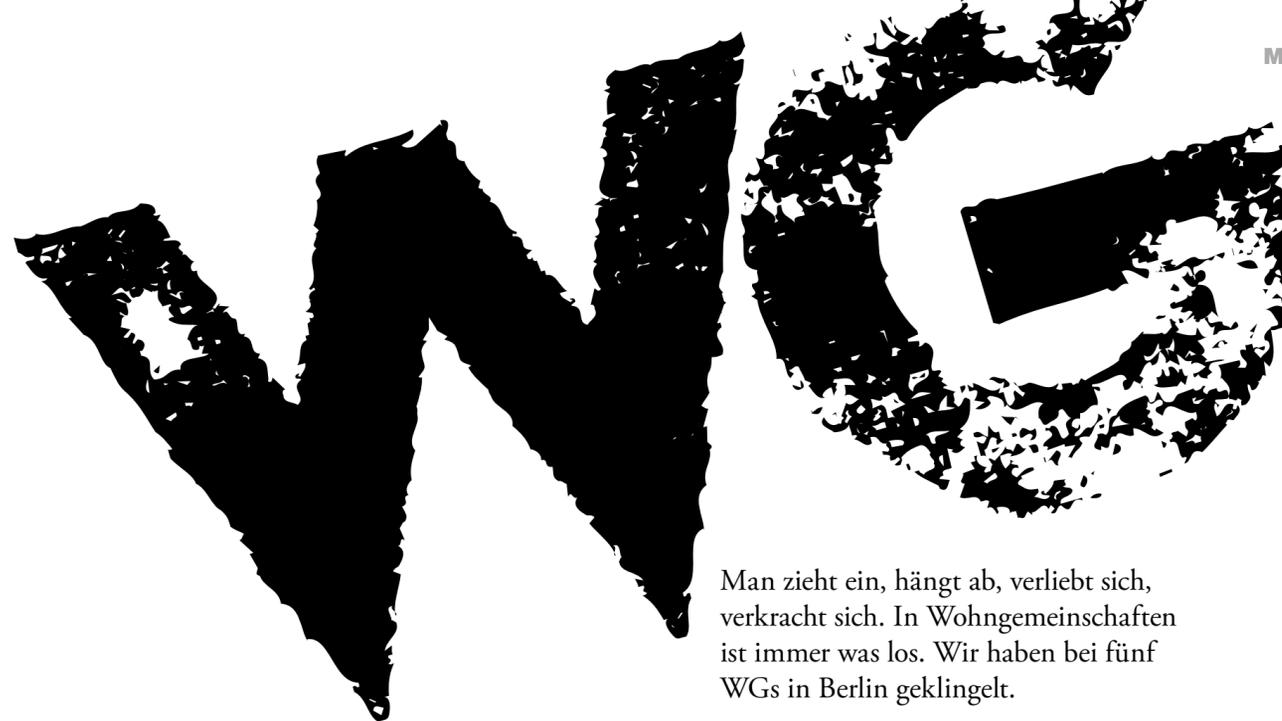
Von den Körpern der Fußballspieler bis zu den zarten hieroglyphischen Andeutungen an Hals oder Handgelenk lässt sich somit eine Linie ziehen: Die Erfahrung oder die Antizipation, ausgeliefert zu sein, lässt das magische Denken zurückkehren. Man kämpft gegen das Schicksal, ergibt sich dem Schicksal oder spielt sogar damit – es ist, animistisch variiert, eine Praxis des Beschwörens.

Tattoos sind Träger eines „unheimlichen Gefühls, dass das ganz Notwendige unseres Lebens doch noch irgendwie ein Zufälliges sei“ (Georg Simmel), und künden nicht vom Ende aller Zeiten. Es scheint nicht abwegig zu vermuten, dass ihre Verbreitung in dem Maße zunimmt, in dem das Erzählen zugunsten der Bilder abnimmt. Wird das historische Denken entwertet und büßen die Religionen als die großen Narrative des Trostes und der Zuversicht ihre Überzeugungskraft ein, wird kosmischen Kausalitäten mehr Glauben geschenkt, als man dies angesichts des Rationalitätsverständnisses der Moderne erwarten würde.

Die Sinnstruktur des Tattoos lässt verschiedene Lesarten zu. Es imponiert als Chiffre einer Klugheit, die der Schicksalhaftigkeit des Lebens Respekt zollt. Komplexer als ein Talisman, ähnelt es einem Schrein, den man mit sich trägt, als ein gegen das Vergessen in die Haut eingetragener Schwur auf Kontinuität. Entzauberung, so lässt sich der harmlosen Alltagserscheinung entnehmen, bedeutet nicht etwa einen universalen Vorgang der Rationalisierung der Lebensformen. Entzauberung bedeutet auch nicht, dass ein unheilvoller Gesamtzusammenhang unaufhaltsam voranschreitet. Vielmehr setzt sie überraschende Interdependenzen von Vernunft und Schicksal frei. Die Magie kehrt zurück. Im Streit mit Glaube und Wissen gewinnt sie an Boden.

ILLUSTRATION: RUDIGER TREBELS





Man zieht ein, hängt ab, verliebt sich, verkracht sich. In Wohngemeinschaften ist immer was los. Wir haben bei fünf WGs in Berlin geklingelt.

Fotos Jork Weismann
Styling Almut Vogel
Texte Zsuzsanna Toth

JULIE, LENA, JOACHIM, VINCENT

ALLES GESPIELT, NICHTS GESTELLT

„Klar könnt ihr kommen, aber unser Set-up ist schon etwas schräg“, sagt Julie vor dem Interview in der Schauspiel-WG im Bezirk Wedding, die tatsächlich etwas anders ist. Die Geschichte der Bewohner dieser nur knapp 60 Quadratmeter großen Wohnung könnte indes nicht typischer sein. Von der etwas ungezogenen Dreier-Jungs-WG, in der einer der Bewohner notgedrungen immer auf der Couch in der Küche schlafen musste, bis zu den legendären Studentenpartys der Schauspielschule Charlottenburg haben die Wände dieser Altbauwohnung schon viel gesehen.

Die Studienzeit ist nun vorbei. In den vergangenen zwei Jahren wurde aus dem eher chaotischen Set-up eine Pärchen-Wohnung, bestehend aus Vincent und seiner Freundin Julie sowie Joachim und seiner Freundin Lena.

Als Vincent vor mehr als vier Jahren die Wohnung fand und seine Kommilitonin Lena fragte, ob sie mit einziehen wolle, ließ die Joachim den Vortritt. Damals wusste sie noch nicht, dass sie sich einige Monate später in Joachim verlieben und wieder etwas später jenes Zimmer mit ihm teilen würde. Etwa zur gleichen Zeit lernte Vincent, den hier alle Vinnie nennen, Julie kennen, die ebenfalls Schauspiel studierte, zwei Jahrgänge unter ihnen.

Die vier haben durch das Zusammenleben in zwei Räumen nicht nur gelernt, nett zu sein – „manchmal sogar zu nett“, wie Julie hinzufügt. Sondern auch: sich von materiellen Dingen zu lösen. „Es klingt abgedroschen“, sagt Julie, „aber mit den Dingen verhält es sich wie mit den Sorgen: je weniger, desto kleiner. Ich finde es irgendwie beruhigend zu wissen, dass ich alles, was ich besitze, in zwei Koffer packen und schnell weg sein könnte.“

Von einer Sache trennt sich die gebürtige Schweizerin mit indischen Wurzeln allerdings nicht: von ihrem Dirndl. Sie zieht es direkt nach unserem Fotoshooting an, um ihrem Zweitjob nachzugehen – als Kellnerin in einem Restaurant. „Man ist ja immer Schauspieler Schrägstrich noch irgendetwas anderes.“

Nach Berlin verschlug es auch die anderen drei Jungschauspieler zum Studium. Vincent kommt aus Nordrhein-Westfalen, Lena aus Niedersachsen, Joachim aus Paris, aber seine Familie stammt aus Deutschland. „Ich mochte Frankreich überhaupt nicht und habe mit 14 Jahren beschlossen, zurück nach Deutschland zu ziehen“, sagt er. In Stuttgart lebte er in einer Gastfamilie, bevor er für sein Schauspielstudium nach Berlin zog. Heute arbeitet er an der Vaganten Bühne und ist nebenbei Akrobatik-Künstler. Auch seine Freundin Lena ist mit Leib und Seele Schauspielerin. „Man spürt irgendwann instinktiv, was man machen will.“

Die vier werden nicht für immer in dieser Konstellation wohnen bleiben, das ist allen klar. Vielleicht schätzen sie ihr Set-up deswegen so sehr. „Dies ist meins, das ist deins – das löst sich irgendwie auf“, erzählt Julie. „Man genießt es, zusammen zu sein. Und wenn die anderen beiden nicht da sind, bleibt genug Raum, um sich als Paar auch mal richtig zu streiten.“



Linke Seite: Lena (vorne links): Strickkleid von Vivienne Westwood; Pullover von J.W. Anderson; Joachim (hinten links): Pullover von Hermès; Julie: Top von Atlein; Panties und Strümpfe von Miu Miu; Vincent: Hemd von Brioni.

Diese Seite oben: Julie: Jacke von Véronique Leroy; Panties und Strümpfe von Miu Miu; Vincent: Hemd von Brioni.

Bild unten: Lena: Strickkleid von Vivienne Westwood; Joachim: Pullover von Hermès.





JAN, CLAIRE, CHAYÉ

WIEDERVEREINIGUNG AN DER KAFFEEMASCHINE

Noch vor einigen Jahren ging es vor allem um Prenzlauer Berg und Mitte, wenn junge, trendige, szenige Leute nach einer Wohnung suchten. Hier konnte man gut die kurze Blüte der Jugend vorüberziehen lassen: in Restaurants und Geschäften, bei Underground-Partys oder einfach beim Abhängen im Kiez. Seitdem hat sich einiges geändert. Die wichtigsten Treffpunkte und Viertel der jungen Generation haben sich in Richtung Süden verlagert.

Auch Jan, Ende 20, wollte eigentlich auf keinen Fall mehr hier bleiben. Aber ihm gelang der Abschied nicht. Das ist leicht zu verstehen, wenn der Blick von einem Raum zum Hinterraum zur nächsten Etage und Zwischenebene wandert – und dabei an zum Teil sehr alten, zum Teil sehr geschmackvoll modernisierten Elementen hängen bleibt. Laminatfußboden, eine moosgrüne Seventies-Couch, schöner Stuck, der oft gesehene Altbaulemente in den Schatten stellt, und eine Küche, die sogar professionelle Köche vor Neid erblassen lässt.

Als Jan die Wohnung mit seiner Prenzlauer-Berg-Skepsis besichtigte, wusste er noch nicht, dass er für seine Zusage doppelt belohnt werden würde. Er bekam einen zweiten bewohnbaren Teil, der alleine nicht zu vermieten gewesen wäre, „einfach dazu geschenkt“. Heute ist er mehr als dankbar, dass er sich auf den Mietvertrag eingelassen hat.

Vor drei Jahren gründete der Architekt die Agentur Dreaminc, die Architektur, Design, Event und Medien verknüpft. Sein Büro, in Kreuzberg natürlich, teilt er sich je nach Auftragslage mit zwei bis zehn anderen, die Wohnung mit seinem langjährigen Freund und Architektenkollegen Chayé, und seit einem Jahr ist auch Claire dabei. Die Australierin zog in das kleinste Zimmer, weil sie oft weg ist: Neben ihrem Wirtschafts-Fernstudium fliegt sie als Model durch Europa. Berlin als Basis wird sie nicht so schnell aufgeben wollen, da ist sie sich sicher. „Ich liebe es immer wieder, hier anzukommen. Berlin war eine gute Idee.“

Das Wohnzimmer im Zentrum der Fünf-Zimmer-Wohnung ist übrigens der einzige Ort, an dem sich die drei häufiger treffen. Alle sind viel unterwegs, und jeder hat sogar seinen eigenen Eingang. Daher bekommen sie oft nichts vom Leben der anderen mit. „Wir telefonieren erstaunlich oft von Zimmer zu Zimmer, das ist ganz schlimm“, sagt Jan. „Dafür freut man sich umso mehr, wenn man sich doch noch an der Kaffeemaschine trifft.“

Bild oben, links:
Jan: Shirt von
Brioni, Hose von
A.P.C., Boots von
Dries Van Noten;
Chayé trägt seine
eigenen Sachen.

Bild rechts: Claire:
Samt-Anzug von
Bottega Veneta.





Bild oben: Fania:
Seidenanzug von
Koché, Top von
Skin, die Pantoffeln
gehören ihr.

Bild rechts: Ufuk:
Poloshirt von
Edition MR, die
Hose gehört ihm.

WING

UFUK & FANIA

EHRlich BRUTAL IM BAUHAUS-STIL

Zusammen zu wohnen und zu arbeiten, das kann für eine romantische Beziehung zur echten Belastung werden. Diese Gefahr bestand bei Ufuk und Fania nicht. Sie waren gute Freunde, und als sie vor einem halben Jahr Arbeitskollegen wurden, haben sie keine Sekunde gezögert, auch noch zusammenzuziehen. Nicht als Paar, sondern auch weiterhin als gute Freunde.

Ihre Wohnung liegt in einem denkmalgeschützten Bauhaus-Gebäude am Platz der Luftbrücke. Ufuk hat sie vor Jahren von seinem Onkel übernommen. Im dritten Stock der Baugenossenschaft leben die 22 Jahre alte Berlinerin und der 30 Jahre alte Berliner auf etwa 50 Quadratmetern. „Es ist am Ende doch eine kleine Wohnung für zwei Leute. Wenn du dann jemanden reinholen würdest, der total intro ist, würde das einfach gar nicht funktionieren.“ Intro, wie Ufuk das beschreibt, ist Fania sicher nicht – sonst hätten sie sich nicht vor acht Jahren als Partyfreunde kennengelernt. „Fania war damals rein vom Alter her eigentlich noch ein Kind, gleichzeitig aber extrem weit.“ So begann ihre Freundschaft.

Als die gebürtige Zehlendorferin nach Barcelona zog, um Tanz zu studieren, konnten sie und Ufuk nur noch wenig Zeit miteinander verbringen. Nach zwei Jahren in Spanien entschloss sie sich jedoch, ihre Karriererichtung zu ändern und sich für einen Job bei der Streetwear-Agentur „Highsnobiety“ als Produktionsassistentin zu bewerben. Dort wurde sie von Ufuk interviewt, der seit nun zwei Jahren als Producer angestellt ist. Wenige Wochen später bezog seine „kleine Schwester“, wie er sagt, nicht nur den benachbarten Schreibtisch, sondern auch das nicht genutzte Zweitzimmer.

Kann das bei so viel gemeinsamer Zeit auf so engem Raum gut gehen? Platz sparen die beiden, wie sie sagen, weil sie wie eine Person denken, fühlen und handeln. „Wir sind brutal ehrlich zueinander“, sagt Ufuk. „Das tut manchmal weh und überschreitet Grenzen, wie es andere in einer Freundschaft vielleicht nicht akzeptieren würden. Aber so kommt es bei uns gar nicht dazu, dass etwas im Untergrund brodel.“

Die Stadt oder den Kiez wieder zu verlassen ist weder für Ufuk noch für Fania eine Option. Sie haben den vielzitierten Wandel hautnah miterlebt. Heute steht Kreuzberg aber für viel mehr: für ihre Heimat, ihr Zuhause. „Klar ist es stellenweise ein bisschen *rougher*, ein bisschen dreckiger, ein bisschen ehrlicher, ein bisschen mehr Haudrauf! Aber genau deswegen haben wir auch ein paar Geschichten zu erzählen.“ Da sind sich beide einig.



AI-LING, CRAIG, ARIENNE UND ALEX

DIE BERGHÜTTE AM KOTTBUSSE DAMM

Der Kottbusser Damm ist nicht gerade als Oase der Ruhe bekannt. Auf der sechsspürigen Straße an der Grenze zwischen Friedrichshain-Kreuzberg und Neukölln, an der Discounter-Brautmodeläden und Spätkäufe liegen, ist immer was los. Wer allerdings die Perspektive ändert und wie in diesem Fall fünf Stockwerke nach oben sieht, kann einen ganz anderen – einen großartigen – Blick auf das Geschehen gewinnen.

Genau hier hat sich Ai-Ling, Britin und seit vielen Jahren Wahl-Berlinerin, eine Art Berghütte erschaffen, so nennen es die Bewohner zumindest. Diese Berghütte haben in den vergangenen Jahren viele junge Menschen ihr Zuhause nennen dürfen.

Doch beginnen wir von vorn. Als Ai-Ling vor einigen Jahren das Haus ihrer Familie verkaufen musste und daraufhin von Zimmer zu Zimmer godelte, merkte sie schnell, dass es vielleicht ihre Bestimmung war, selbst ein neues Zuhause aufzubauen. Mit der lichtdurchfluteten 225-Quadratmeter-Wohnung fand ihre lange Suche schließlich ein Ende. Die Sechszwanzigjährige nahm sich viel Zeit und investierte große Mühe in die Einrichtung, bevor sie sich dann nach den perfekten Mitbewohnern umschaute. Das entpuppte sich schnell als utopisch. Gut so.

Bis heute hat Ai-Ling, die als PR-Beraterin und Projektmanagerin für verschiedene Unternehmen tätig ist, in 16 WG-Konstellationen gewohnt. Mit ihrem Zuhause hat sie sich ein Sicherheitsnetz aufgebaut, in dem immer wieder Überraschungen hängen. Die größte war wohl, dass sie ihren Freund Alex in der Wohnung kennenlernte. Nicht als Partygast, sondern als Mitbewohner. „Wir scherzen immer, dass wir einander schon in unsere Betten abgeschleppt haben, noch bevor wir unser erstes richtiges Date hatten.“ Die getrennten Zimmer haben Ai-Ling und Alex, der erst vor knapp einem Jahr aus Newcastle nach Berlin gezogen ist, dennoch behalten. Im Sommer kommt dann noch der Balkon inklusive dort aufgestelltem Bett dazu.

Außerdem wohnen zur Zeit auch Bauleiter Craig aus Melbourne und Arienne aus Peru in der Wohnung. Arienne wiederum brachte ihren Hund mit, der in ihrer früheren Wohnung nicht willkommen war. Sie kümmert sich aber nicht nur um ihr eigenes Tier. Seit sie für ein Gap-Year nach Berlin gezogen ist, arbeitet sie als professionelle Hunde- und Katzensitterin. „Auch wenn ich wegen der Tiere nie ganz alleine bin, habe ich da ein bisschen Zeit für mich.“

Von Alleinsein kann in der aktuellen Vierer-WG nicht die Rede sein. Wenn nicht gerade Abendessen für Dutzende Leute geschmissen werden, läuft zumindest ein Still-Life-Fotograf oder ein spontaner Airbnb-Gast durch die offene Küche. „Es ist schon vorgekommen, dass ich beim Frühstück fünf neue Leute in meinem Zuhause kennengelernt hab“, erzählt Craig. „Aber das ist schon okay. Manche kamen dann ein paar Wochen später als Freunde wieder.“

Ai-Ling: eigene Sachen; Alex: Strick-Polo von Brioni; Craig (draußen): Polohemd und Hose von Salvatore Ferragamo; Arienne: Strickkleid von Vanessa Seward.



WG



PAULINA, ANNA, LORENZO

VINTAGE-PRADA UND WOLFGANG PETRY

„Wir haben gestern ein langes Wochenende in nur einer einzigen Nacht erlebt“, erzählt Paulina morgens um zehn. In der Wohnung am Gleisdreieckpark in Kreuzberg macht Red-Bull-Cola die Runde: „Quasi unsere Friedenspfeife zum Samstag.“

Wer in der Berliner Szene unterwegs ist und in den vergangenen Wochen verdächtig oft Fleetwood Mac oder Gigi D'Agostino in unerwartetem Zusammenhang gehört hat, der war wahrscheinlich ganz in der Nähe von Paulina und Anna, auch bekannt als DJane-Duo WOS. Die gebürtigen Berlinerinnen lernten sich kennen, als sie 16 Jahre alt waren, und bezeichnen sich seither als „Familie, die man sich nicht aussuchen kann“.

Als Anna für ein Praktikum nach New York ging, fand ihre Mutter, die Wohnung im dritten Stock eines Altbau-Mehrfamilienhauses sei in einem renovierungsbedürftigen Zustand. Um sie bis zu Annas Rückkehr wohnlich zu machen, wählten Mutter und Tochter gemeinsam via Skype Wandfarben aus. In den vergangenen Jahren kamen selbstgebaute Möbelstücke von Annas Freund dazu.

Anna und Paulina sind seit einem Jahr nicht nur beste Freundinnen und DJane-Kolleginnen, sondern auch WG-Partner. Das hatte einen ausschließlich praktischen Grund: Paulina suchte eine neue Bleibe, Anna hatte zwar zu viel Platz, aber auch „echte Zweifel“, wie sie sagt. „Das ist ja eigentlich nicht die geilste Idee, mit der besten Freundin zusammenzuziehen.“ Seit einem Jahr teilen die beiden nun ihr Leben, das zusammen ein Sammelsurium aus Gegensätzen bildet. Paulina, die gerade ihr Medizinstudium abgeschlossen hat, teilt ihre Leidenschaft für Vintage-Mode mit Anna, die neben ihrem Job als Casting-Direktorin für eine Pariser PR-Agentur Politik studiert. Anatomie-Bücher und Schallplatten auf den Regalen werden so durch dekadente Prada-Accessoires ergänzt.

Das kuriose Mädchen-Universum wird noch um einen Mitbewohner erweitert. Lorenzo, Paulinas Freund, hat zwar eine eigene Wohnung, ist aber selten dort. Er ist Mitbegründer des Plattenlabels „Live from Earth“, das zum Beispiel den österreichischen Rapper Yung Hurn – neben WOS – unter Vertrag hat. Der Grundstein für das Label wurde 2013 im Zuge einer Demo gegen rechte Gewalt in Dresden gelegt. „Natürlich habe ich verbotenerweise im Zug geraucht und musste mich daraufhin unter einem Sitz vor dem Schaffner verstecken. Dass sich dann meine zukünftigen Geschäftspartner dorthin setzen würden, war ein krasser Zufall“, erzählt Lorenzo, während Paulina ihm die Haare zerzaust. „Der Neukölln-Atze und der Wolfgang Petry“, sagt Anna. „Nur in *cuter*.“

Anna: mintgrünes Kleid von Sies Marjan, Leo-Blazer von Versace (Vintage); Lorenzo: Hemd von Prada, Shorts von Dries Van Noten; Paulina: Seidenbluse von Céline, Hose von Prada.

WNG

Fotografie: Jork Weismann @AKKruise
Styling: Almut Vogel
Casting, Texte: Zsuzsanna Toth
Haare: Christian Fritzenwanker
Make-up: Bérénice Amman
Styling-Assistenz: Katherine Hempel
Foto-Assistenz: David Pichler

Fotografiert am 13. und 14. Januar 2018 in Berlin.





Ein Mann, eine Idee und viele Kisten: Heinz-Josef Weis in der Schreinerei von Formitable

Der Mann hat den Trend erkannt, bevor er da war. Heinz-Josef Weis aus der 5000-Seelen-Gemeinde Daun in der Vulkaneifel ist pensionierter Hausarzt. Über die Jahre und Jahrzehnte hatten sich in seinem Keller viele Weinkisten angesammelt. Was tun, wenn sich die Ehefrau schon über die Stapel ärgert? Heinz-Josef Weis lag voll im Do-it-yourself- und Vintage-Trend – und begann, aus den alten Weinkisten Möbel zu machen: „Wenn Sie täglich von diesen ganzen Kisten angelacht werden, dann kommen Sie eben auf Ideen.“

Bei seiner neuen Tätigkeit half ihm sein alter Beruf. Unterstützt wird er nämlich von seinem ehemaligen Patienten Gerhard Göden, der Schreiner ist und ihm seine Garage als Werkstatt zur Verfügung stellte. Zwischen Holzhobeln und Sägespänen entstanden Prototypen aus Weinkisten und heimischem Eichenholz. Den Freunden des Hobby-Möbelmachers gefiel sein erster Stehtisch so gut, dass er mehr davon produzierte und das Stethoskop gegen die Säge eintauschte. Unter dem Firmennamen Formitable bietet Weis nun auch Esstische, Stühle, Kommoden, Beistell- und Couchtische an. Dabei werden ganze Weinkisten oder die bedruckten Front-Bretter verarbeitet.

Inzwischen verbaut er mit seinem Team aus drei Schreibern Tausende von Weinkisten pro Jahr. Sein Keller ist zur Freude seiner Frau inzwischen leer. Aus der Garagen-

WEIN VOM DOKTOR

Der Do-it-yourself-Trend werkelt jetzt auch an Weinkisten. Gebrauchsspuren und Stempel machen sie zu Vintage-Stücken.

Von Johanna Christner
Fotos Frank Röth

Produktion ist eine Möbelmanufaktur samt Atelier geworden. „Am liebsten würde ich alle Möbelstücke behalten“, sagt Weis. „Ich freue mich aber immer wieder, wenn ich sie in gute Hände geben kann.“

Die meisten seiner Kunden sind Weinliebhaber. Das führt zu Sonderwünschen wie Kisten einer bestimmten Weinsorte oder eines bestimmten Jahrgangs. Viele Tische haben einen integrierten Weinkühler.

Holz trifft Edelstahl: Dieses Motto zeigt sich auch in der neuesten Formitable-Idee – dem Teppanyaki, einem japanischen Tischgrill aus Edelstahl, eingelassen in Eichenholz und verziert mit Weinkisten-Brettern. Dabei wird das Essen nach ostasiatischer Art vor aller Augen frisch zubereitet und serviert. Neben dem Show-Effekt steht bei diesem Produkt die Kommunikation im Vordergrund. „Zurückhaltende oder mürrische Zeitgenossen“, meint Weis, „blühen am Teppanyaki plötzlich auf.“

Und wieder kommt sein alter Beruf durch. Der gesundheitsbewusste Arzt empfiehlt den Teppanyaki-Tischgrill, weil sich mit ihm Fett einsparen lässt. Von Richtlinien wie etwa dem Body-Mass-Index hält Heinz-Josef Weis aber nicht viel. „Entscheidend ist doch der Freudenindex. Und der steigt zum Beispiel, sofern alles in Maßen bleibt, bei einem guten Glas Wein.“ Schließlich braucht er auch wieder neue alte Weinkisten. ◀



Vom Patienten zum Mitarbeiter: Gerhard Göden fertigte die ersten Prototypen.



Aus der Toskana und dem Bordeaux: Die Kisten stammen aus aller Welt.

Ich weiß nicht mehr genau, warum meine Schwester und ich zwei Nägel in die große Birke schlugen, die hinten in unserem Garten stand. Vielleicht, weil unsere Mutter behauptet hatte, Bäume seien Lebewesen, die wie Mensch und Tier fühlen. Wir glaubten ihr nicht. Die Birke gab keinen Mucks von sich. Ein ungesüßtes Gefühl beschlich uns trotzdem. Am nächsten Tag besuchten wir sie, um zu sehen, wie es ihr ging. Eine rötliche Flüssigkeit war aus der Rinde getreten und den Stamm heruntergelaufen. Der Baum blutete! Wir rannten ins Haus, um Zange und Pflaster zu holen. In den nächsten Tagen wechselten wir täglich den Verband.

Ich bin am Stadtrand von Hamburg aufgewachsen, in einem Wohngebiet mit Häuserfassaden aus Waschbeton, Kacheln und Glasbausteinen. Heute würde ich dort eingehen, damals bin ich aufgeblüht – wegen unseres Gartens. Er war groß, er war wild, und er hatte immer für mich Zeit. Dort lernte ich Weisheiten fürs Leben, ich konnte Verbotenes ausprobieren, und Jungs schauten zu mir auf.

Meine Eltern sorgten sich nicht. Zwar konnten sie mich im Gestrüpp meist nicht sehen, aber der Garten war für sie ein Schutzraum – frei von gefährlichen Autos und bösen Männern. Ich spielte, bis es dunkel war oder meine Mutter „Abendbrot“ in den Garten rief. Nach dem Essen ging ich wieder raus.

Es gab immer etwas zu tun. Ich sammelte Kiefernzapfen und stellte mir vor, es wären Hühnereier. Ich verkaufte sie an unsere Nachbarin und meine Mutter. Ein Eimer brachte eine Spielgeld-Mark, bar auf die Hand. Als ich ein bisschen größer war, kletterte ich auf Bäume. Manchmal saß ich lange auf dem untersten Ast und wusste nicht, wie ich zurück auf die Erde kommen sollte, die plötzlich so weit weg schien. Wenn ich meine Mutter dann rief, sagte sie: „Wer alleine rauf kommt, kommt auch alleine runter.“

Auf der linken Seite gab es einen Swimmingpool. Das Wasser war braun, weil meine Eltern ihn nicht chlorten. Frösche legten ihren Laich dort ab. Jedes Frühjahr beobachtete ich, wie aus den glibberigen, durchsichtigen Eiern mit dem schwarzen Punkt drin Kaulquappen schlüpften, denen erst Hinterbeine und dann Vorderbeine wuchsen. Als wir im Kindergarten Frösche durchnahmten, wusste ich, was die anderen Kinder noch nicht wussten. Für ein paar Tage wurde ich bewundert. Drei Jungs kamen sogar zu mir nach Hause, weil sie sehen wollten, wie ich einen Frosch küsse.

Ich beneidete Frösche, weil niemand ihnen sagte, sie müssten aus dem Wasser kommen, um sich aufzuwärmen. Nie liefen ihre Lippen blau an, so wie bei mir. Aber noch toller als Frösche fand ich Wasserläufer. Ich konnte ihnen ewig zusehen, wie sie mühelos übers Wasser glitten. Es war Herbst, als ich beschloss, dass ich lange genug kein Wasserläufer gewesen war. Ich stieg mit Schuhen – fürs Barfußlaufen war es zu kalt – auf die Wasseroberfläche. Das eisige Wasser verschlang mich samt Jeans und Parka. Da erkannte ich, dass der Wille allein nicht reicht. Nur mit Mühe zog ich mich in meinen nassen Sachen die rettende Leiter hinauf.

Noch als Jugendliche liebte ich den Garten. Mit meiner Schulfreundin verabredete ich mich dreimal pro Woche, um ein Lagerfeuer zu machen. Das durften meine Eltern natürlich nicht wissen. Damit unsere Sachen nicht nach Rauch



Der Garten meiner Kindheit

Was man nicht kennt, kann man nicht vermissen. Aber wer nicht im Grünen aufwächst, dem entgeht etwas.

Von Katharina Müller-Güldemeister

rochen, legten wir uns eine Feuermontur zu. Wir kochten Tee in einem Kessel und unterhielten uns über Jungs. Meine Freundin schlug vor, Gras zu rauchen. „Das machen Menschen so, die schon fast erwachsen sind“, sagte sie. „Das ist cool, und außerdem muss man davon lachen.“ Gras war genug da. Es stand oft kniehoch, bevor es gemäht wurde. Was am Grasrauchen allerdings so toll sein sollte, konnten wir nicht so ganz verstehen. Wir bekamen Hustenanfälle und lachten auch nicht mehr als sonst. Nach zwei Versuchen gaben wir es wieder auf.

Als ich zwölf war, zogen wir in eine andere Stadt. In unserem neuen Garten blieb nichts geheim. Er war klein und aufgeräumt; meine Eltern konnten alles sehen. Ich freundete mich nie besonders mit ihm an. Ohnehin wäre er mir bald zu eng geworden. Mich lockte die Natur außerhalb des Zauns, und sie lockt mich noch heute. Ohne den Garten meiner Kindheit würde ich mich dort nicht so zu Hause fühlen. ◀



Spiel-Platz: Unsere Autorin auf ihrem Baum, mit ihrer Schwester (links), mit Frosch aus dem Pool, beim Schlittschuhlaufen und im Zelt

Céline

Diese Stiefel verkörpern für mich genau das, was Phoebe Philo, zehn Jahre lang Kreativ-Direktorin bei Céline, so erfolgreich gemacht hat. Das Design ist klassisch und doch anders. Im vergangenen Jahr hat sie zum ersten Mal Schuhe, die nicht zusammenpassen, auf dem Laufsteg präsentiert. Damals waren es Booties in Rot und Weiß. Dieses aktuelle Modell nimmt die Idee nun in abgeschwächter Form auf. Die Absatzhöhe ist übrigens angenehm. Man muss in diesen Schuhen nicht nur auf dem Fußboden sitzen.



SCHUH UND HOCH

Gehen die High-Heels dieses Sommers? Gehen sie nicht? Für uns tritt als Testerin eine Stil-ikone auf, die seit Jahren in London zu Hause ist und Schuhe liebt.

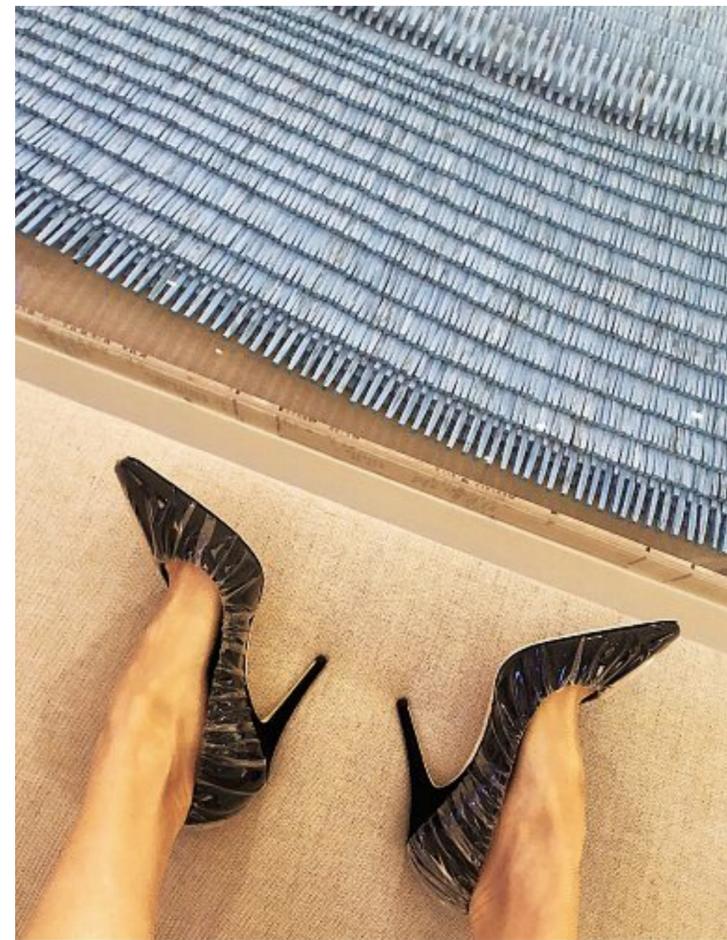
*Von Roberta Benteler
(Fotos und Texte)*

Chanel

Die Mode gibt sich in Altersfragen zunehmend tolerant. Das zeichnet sich an kaum einem Trend besser ab als an Perlen. Die einen meinten früher zu wissen, dass man für Perlen zu jung sei. Die anderen sagten, man sei schnell viel zu alt. Alles egal heute. Kleider mit Perlen-Stickerei und Accessoires wie diese Schuhe von Chanel beweisen es. Von wegen Diamanten! *Best friends* sind doch die Perlen.

**Jimmy Choo**

In diesen Schuhen muss man kaum beim ersten Regentropfen besorgt zum Himmel schauen. Ich möchte nicht wissen, wie viele Paare ich mir schon bei schlechtem Wetter ruiniert habe. Da ist das Frischhaltefolien-Detail ein dankbarer Trend. Angefangen hat damit Calvin Klein, mit Mänteln, in Plastik gehüllt. Jetzt zieht Jimmy Choo nach. Dieses *plastic* ist tatsächlich *fantastic*.



Manolo Blahnik

„I couldn't help but wonder“: Carrie Bradshaws schöne Floskel, die gefühlt in jeder Folge von „Sex and the City“ mindestens einmal fiel, ist auch hier anzuwenden. Wir haben es schließlich mit Modellen vom Schuhmacher des Vertrauens zu tun, von Manolo Blahnik. Wer noch High-Heels von damals hat, sollte sie unbedingt wieder herauskramen. Denn die neunziger Jahre sind nach langem Anlauf wirklich zurück. Für alle, die nicht beim ersten Mal dabei waren, *I couldn't help but wonder*, tun es diese Pumps aus Wildleder aus der aktuellen Kollektion.

**Dries Van Noten**

Schuhe mögen nicht sein Spezialgebiet sein. Und trotzdem gibt es kaum einen Designer, der High-Heels bequemer hinbekommt. Auf seinen Zehn-Zentimeter-Absätzen lässt sich die Nacht problemlos durchfeiern. Die Schuhe passen dabei stets zu seinen Kollektionen, zu den besonderen Stoffen und markanten Mustern. Wirkt sogar zu abgeschnittenen Jeans.



SCHUHE BUCH

**Jimmy Choo**

Dass Jimmy Choo jetzt mit der Trend-Marke Off-White gemeinsame Sache macht, sieht man. Der Designer Virgil Abloh ist dafür bekannt, mit seiner Mode nicht gerade zu untertreiben. Also tragen diese Jimmy-Choo-Pumps jetzt eine XXL-Schleife und ein üppiges Blumenmuster.



Montblanc Geosphere
Mit der 1858 Collection feiert Montblanc den 160. Geburtstag seiner Manufaktur Minerva. Die Weltzeituhr Geosphere ist eines der schönsten Stücke der Kollektion. Auf dem Zifferblatt dreht sich die Welt, die Nordhalbkugel gegen den Uhrzeigersinn, die Südhalbkugel im Uhrzeigersinn, samt einer zentralen Zonenzeit bei der Ziffer 9. Besonders schön wirkt's mit antikem Lederband. Ab 5190 Euro.



Baume & Mercier Baumatic
Ein Highlight auf dem Uhrensalon SIHH war die Baumatic, eine Automatikuhr im Stahlgehäuse, die mit hervorragender Technik ausgestattet und sauber verarbeitet ist. Das neue Kaliber BM12-1975A bietet 120 Stunden Gangreserve, hohen Magnetfeldschutz, lange Wartungsintervalle, hohe Ganggenauigkeit. Gegen 150 Euro extra gibt's ein Chronometerzertifikat. Ab 2450 Euro.



Audemars Piguet Royal Oak RD#2
Den flachsten Ewigen Kalender der Welt hat Audemars Piguet konstruiert. Die Ingenieure simplifizierten den hochkomplexen Mechanismus des Kalenderwerks so, dass er auf eine Ebene im Uhrwerk passt; normalerweise sind es mindestens drei. Das RD im Modellnamen steht für Research and Development – es ist eine Konzeptuhr, die leider zur Zeit nicht zu kaufen ist.



Breitling Navitimer 8
Der ehemalige IWC-Chef Georges Kern ist noch nicht einmal ein Jahr Kapitän bei Breitling und hat doch schon eine komplett neue Modellreihe geschaffen: die Navitimer 8. Topmodell ist der Chronograph mit Manufakturwerk. Dafür fehlt die beim Navitimer bisher übliche Rechenschieberleiste, was von Fans der Marke bemängelt wird. Doch Breitling beruft sich auf historische Vorbilder. Ab 6780 Euro.



A.Lange & Söhne 1815 Chronograph
Die Neue von A. Lange & Söhne hat wirklich alles, was man an einer Uhr, speziell an einem Chronographen, schätzen kann: ein klassisches Erscheinungsbild, das aber nicht altmodisch wirkt, ausgewogene Proportionen und ein fein verarbeitetes Manufakturwerk. Wenn da nur der Preis nicht wäre: 49.000 Euro kostet dieses Modell. Das ist auch für eine Rotgolduhr ein echtes Wort.



Cartier Santos
Cartier setzt mal wieder auf Eleganz. Davon erzählt die rechteckige Santos, die in den Größen medium (35 x 41 mm) und large (39 x 49 mm) erhältlich ist. Beide werden mit einem Stahlband und einem Lederband geliefert. Dank eines patentierten Schnellwechselsystems lassen sich die Bänder übrigens ganz einfach selbst austauschen. Von 5000 Euro an.



Chronoswiss Regulator Open Gear
Der Regulator war das erste eigenständige Modell von Chronoswiss. Die Uhr, von Gründer Gerd-Rüdiger Lang erdacht, ist das Markenzeichen. Zum 30. Geburtstag – und 35-jährigen Bestehen der Marke – gibt es nun das Modell Open Gear, für das die Uhrmacher den Regulator-Mechanismus offengelegt haben. So wirkt der Klassiker modern. Etwa 6000 Euro.



Mido Commander
Mido feiert Geburtstag. Die Marke für preisbewusste Kenner ist 100 Jahre alt. Dafür wurde der Klassiker Commander neu aufgelegt. Durchmesser 37 Millimeter, geschmeidiges – und 35-jährigen Bestehen der Marke – gibt es nun das Modell Open Gear, für das die Uhrmacher den Regulator-Mechanismus offengelegt haben. So wirkt der Klassiker modern. Etwa 6000 Euro.



IWC Tribute to Pallweber
IWC Schaffhausen ist 150 Jahre alt geworden. Die Deutschschweizer präsentieren eine Jubiläumskollektion, deren Held die Tribute to Pallweber ist, die eine Taschenuhr von 1848 als Vorbild hat. Sie ist limitiert auf 500 Exemplare in Edelmetall, 250 in Rotgold und 25 in Platin. Schade, dass diese gelungene Uhr nur ein lackiertes Zifferblatt hat. Bei diesen Preisen dürfte es auch Emaille sein. Ab 23.100 Euro.



Alpina Alpiner 4
Alpina reklamiert für sich, 1938 mit der Alpiner 4 die erste ernsthafte Schweizer Sportuhr lanciert zu haben. Der Name beruht auf den vier Charakteristika, die eine Sportuhr mitbringen sollte: antimagnetische Eigenschaften, Stoßfestigkeit, Wasserdichtigkeit und Rostbeständigkeit. Wahlweise mit schwarzem oder gletscherblauem Zifferblatt erhältlich. Ab 1195 Euro.

ALLES ZU SEINER ZEIT

Im Frühjahr gibt es viele neue Uhren. Einige liegen schon jetzt bei den Juwelieren, manche kommen im Laufe der nächsten Monate dazu. Manche vielleicht nie.

Von Martin Häußermann



Jaeger-LeCoultre Memovox Polaris
Abrupte Richtungswechsel sind der 165 Jahre alten Manufaktur Jaeger-LeCoultre aus Le Sentier fremd. Zur Kontinuität gehört es, alte Erfolgsmodelle aufzufrischen. Zum Beispiel die Memovox Polaris, eine Taucheruhr mit mechanischem Weckerwerk von vor 50 Jahren. Eine stilvolle – und natürlich nicht ganz günstige Alternative – zum Handywecker. 10.700 Euro.



Porsche Design 1919 Chronotimer Flyback
Porsche Design Timepieces kann auch elegant. Nachdem vergangenes Jahr die markante Monobloc Actuator Premiere feierte, folgt nun die filigranere 1919 Chronotimer Flyback. Angetrieben wird sie vom selbst konstruierten Werk 001, das der Uhrenhersteller aus Solothurn exklusiv für sich bauen lässt. Eine schicke Sportuhr mit markentypischen klaren Linien. Ab 5950 Euro.



Nomos Glashütte Autobahn
Angesichts der Diesel-Diskussion ist die Namensgebung mutig. Autobahn heißt die Messe-Neuheit von Nomos. Auf dem Zifferblatt ist die Steilkurve der Avus zu sehen, aber auch die Typographie aus den Cockpits klassischer Automobile. Eine Idee des Designers Werner Aisslinger, der für die Glashütter diese Uhr gestaltet. Der Antrieb arbeitet natürlich vollkommen CO₂-neutral. 3800 Euro.



Carl F. Bucherer Manero Peripheral
Auf die Manero Peripheral ist man in Luzern stolz. Sie wird vom Manufakturwerk CFB A2050 angetrieben, das seine Energie durch einen um die Uhrwerk drehenden Rotor bezieht – eine Spezialität von Carl F. Bucherer. Nun wird die Manero Peripheral außer mit 40-Millimeter- auch mit 43-Millimeter-Gehäuse angeboten. Ab 6000 Euro.



Frédérique Constant Hybrid Manufacture
Eine Smartwatch ist meist ein kleiner TFT-Bildschirm mit Armband. Nicht so bei Frédérique Constant. Dort erfand man die Horological Smartwatch, eine elegante Quarzuhr mit Fitnessfunktionen. Nun folgt die Hybrid Manufacture, bei der ein nobles Automatikwerk mit einem Elektronikmodul kombiniert wurde. Mechanik-Fans grummeln, gut gemacht ist es aber. Ab 3000 Euro.



Oris Carl-Brashear-Chronograph
Bronze bleibt ein Thema. Nach dem Erfolg der limitierten und längst ausverkauften Bronze-Automatikuhr Carl Brashear reicht Oris jetzt einen gleichnamigen Bronze-Chronographen nach. Er ist dem ersten afroamerikanischen Navy-Master-Diver gewidmet, einem Mann, der trotz rassistischer Angriffe und körperlicher Defizite sein Ziel nie aus den Augen verlor. Mut und gutes Karma am Handgelenk! 4400 Euro.



Chopard Racing Colours
Seit 30 Jahren fährt Chopard bei der Mille Miglia mit. Zu diesem Anlass präsentiert die Uhrenmanufaktur die Kollektion Racing Colours – die Neuauflage einer historischen Kollektion. Die Zifferblätter tragen die Farben Rosso Corsa, Speed Silver, British Racing Green, Vintage Blue und Speed Yellow, die einst den Automobilrennsport-Nationen Italien, Deutschland, England, Frankreich und Belgien zugeordnet waren. Etwa 5500 Euro.



Mühle Glashütte Panova
Der Erfolg der Linie Lunova, die im vergangenen Jahr präsentiert wurde, bestärkte Thilo Mühle, den geschäftsführenden Gesellschafter von Nautische Instrumente Mühle Glashütte, darin, weitere Modelle für Einsteiger zu präsentieren. Die Messeneinheit Panova ist eine schlichte Dreizeigeruhr mit einem von Mühle modifizierten Sellita SW 200-1 im Edelstahlgehäuse mit sportlichem Nato-Band. 1000 Euro.



Panerai Luminor Due
Die italienische Marke Panerai manifestiert ihren Manufakturstatus. Zu sehen ist das bei der neuen Linie Luminor Due, die vom hauseigenen Automatikwerk P4001 mit Mikrorotor und drei Tagen Gangreserve angetrieben wird. Die flachste und wohl auch eleganteste Panerai ist zwar im Kern eine Luminor mit dem charakteristischen Kronenschutzbügel, nimmt aber auch Designmerkmale der Radiomir auf. Ab 5900 Euro.



Piaget Altiplano Ultimate
Piaget baut zur Zeit die flachsten Uhren der Welt. In Genf zeigte die Manufaktur eine Handaufzugsuhr, die inklusive Gehäuse gerade mal zwei Millimeter hoch ist: eine technische wie ästhetische Meisterleistung, aber leider unverkäuflich. Die Altiplano Ultimate Automatic ist mehr als doppelt so hoch (4,3 mm) und bekam dennoch den Titel als flachste Automatikuhr. Ab 26.700 Euro.



Glashütte Original Senator Chronograph
Das Engagement bei der Berlinale feiert Glashütte Original mit der Capital Edition, einer limitierten Ausgabe des Senator Chronograph Panoramadatum. Sie unterscheiden sich von der Serie durch im Haus gefertigte zweifarbige Zifferblätter. Interessenten müssen schnell sein. Denn es werden fünf Uhren in Platin (silbernes Blatt), 25 in Rotgold und 100 in Edelstahl (beide mit grauem Blatt) gebaut. Ab 13.500 Euro.



Sinn Modell 836
Mit zwei neuen Sportuhren im Gepäck reiste Sinn Spezialuhren von Frankfurt nach Basel zur Uhrenmesse. Die beiden schlichten Edelstahlmodelle sollen das Sortiment nach unten abrunden. Das Modell 836 ist eine klassische Dreizeiger-Automatikuhr, die 936 ist der verwandte Chronograph, der von dem Werk Sinn SZ02 angetrieben wird. Wahlweise mit Rindleder- oder Stahlbändern. Ab 1590 Euro.



Tag Heuer Carrera Calibre 02
Chance verpasst. Der 55. Geburtstag der Carrera hätte die Möglichkeit geboten, eine zeitgemäße Neuinterpretation des Klassikers anzubieten. Stattdessen lanciert Tag Heuer einen modernistischen Chronographen mit durchbrochenem Zifferblatt, der vom Vorjahresmodell kaum zu unterscheiden ist. Neu ist lediglich, dass das hauseigene Calibre 02 nun auch in der Carrera erhältlich ist. Schade! Ab 4650 Euro.



Seiko Prospex Diver's
Es grünt so grün, wenn jetzt bei der japanischen Uhrenmanufaktur Seiko eine neue Automatik-Taucheruhr auftaucht. Das Sondermodell hört auf die Bezeichnung SPB081J, ist Teil der sportlichen Prospex-Kollektion und wird zu Ehren dieses Jahres auf 2018 Modelle limitiert sein. Hinter dem seegrün bis aquamarin changierenden Zifferblatt der Diver's arbeitet das Automatikkaliber 6R15 mit Datumsanzeige. 1100 Euro.



Pullover von Hermès,
Kette „Ice Cube Pure“
und Goldringe von
Chopard

Müsste man Johanna Wokalek mit nur einem Wort beschreiben, es wäre das altmodische Adjektiv „apart“. Nicht weil sie altmodisch wirkt, kein Stück. Vielmehr, weil all die anderen Wörter, die man sonst benutzt, um über Schauspielerinnen zu schreiben, also etwa zu sagen, sie hätten eine ungeheure Präsenz, seien talentiert, facettenreich, mitreißend in ihrem Spiel, auch bei ihr zutreffen – weil sie aber die gewisse Poesie, die sie umgibt, eine feine Ernsthaftigkeit, verkennen würden. Johanna Wokalek ist apart, oder, in der Sprache ihres derzeitigen Wahllandes: Sie ist „à part“. Anders. Und das in fast allem. Darin, wie sie ihre Karriere gestaltet, wie sie aussieht, wie sie spricht, wie sie denkt, wo sie lebt.

Schon seit ein paar Monaten ist das Paris. Wir treffen uns an einem Mittwochvormittag in einer zum Fotostudio umgewandelten Wohnung im 16. Arrondissement. Die Sonne strahlt durch die Fenster, Johanna Wokalek sitzt in der kleinen Küche und beißt in ein Baguette mit Butter. Sie trägt Jeans und ein Langarm-Shirt, keinen Schmuck, kein Make-up. Sie wirkt so, wie man sie sich vorstellt, irgendwo zwischen der unbefangenen neugierigen Leila, die sie 2005 in „Barfuss“ spielte, und der selbstbewusst-entschlossenen Gudrun Ensslin, als die sie 2008 in „Der Baader Meinhof Komplex“ zu sehen war.

Johanna Wokalek ist freundlich, aber auch fordernd. Beginnen wir bei der Stadt: Warum Paris? Die Schauspielerin denkt nach, scheint jeden Gedanken behutsam zu wählen. Weil sie sich hier besonders inspiriert fühle, sagt sie dann. „Das Verhältnis zur Kultur gefällt mir sehr. Sie ist einfach immer da, als Nährboden. Die Bühnen, die Musik, die Museen, das alles gehört zum täglichen Leben der Menschen, es spielt im Alltag wirklich eine Rolle. Der Umgang damit ist sehr unverkrampft. Das erinnert mich ein bisschen an Wien.“

Dort lebte sie 20 Jahre lang, schlüpfte als Teil des Burgtheater-Ensembles in Rollen wie „Das Käthchen von Heilbronn“ und „Emilia Galotti“ und arbeitete mit Regisseuren wie Luc Bondy, Thomas Vinterberg, Peter Zadek, Martin Kusej zusammen. Eine sehr schöne Zeit, sagt sie. Trotzdem habe sie irgendwann das Gefühl gehabt, sie müsse gehen. „Ich habe bemerkt, dass ich nicht mehr so wach und befeuert war wie am Anfang.“ Natürlich hätte sie bleiben können, sagt sie, in der Hoffnung, dass es irgendwann wieder besser wird. Meist werde es das ja, das weiß sie schon. Nur entsprechen das nicht ihrem Naturell. „Man muss manchmal eine Tür zuschlagen, um eine neue zu öffnen. Ich funktioniere eher so.“

Johanna Wokalek nimmt sich die Freiheit – und zeigt uns neuen Schmuck.

Fotos Jonas Unger
Styling Markus Ebner
Text Annabelle Hirsch



Tank-Top von Chanel, Hose mit hohem Bund von Nina Ricci, Anhänger Allegra in Weißgold mit Diamanten und schwarzem Seidenband von De Grisogono

PARIS LIBRE



Top und Hose von Givenchy, Ohrring „Chaîne d'Ancre Punk“ in Silber mit Diamant von Hermès, Armband „Quatre Clou de Paris“ in Weißgold mit Diamanten von Boucheron, Ring „Today Tomorrow Dots“ mit Diamanten und Beryll von Delfina Delettrez



Bluse von Olivier Theyskens, lange Kette „Magic Alhambra“ in Gelbgold mit Onyx-Motiv von Van Cleef & Arpels

Also tat sie vor drei Jahren etwas, das großes Staunen hervorrief: Sie kündigte an der Burg, zog nach Hamburg zu ihrem Mann Thomas Hengelbrock, dem Chefdirigenten der Elbphilharmonie, und suchte nach ihrem neuen „Garten“, neuer Inspiration. Wusste sie, wo die liegen könnte? „Nicht so wirklich. Aber genau darum, das habe ich begriffen, geht es ja: Ich will mir die Umstände schaffen, in denen ich lebendig und neugierig bleibe. Und das bedeutet auch, mich ein bisschen in Gefahr zu begeben, oder zumindest in die Situation, nicht genau zu wissen, wohin es geht. Das muss man aushalten können.“

Johanna Wokalek kann das offenbar ganz gut. Dinge ausprobieren, die vielleicht nicht gelingen, ein gewisses Risiko eingehen, das bedeute für sie auch Freiheit.

Und um die geht es in ihrem aktuellen Film. „Freiheit“ ist die Geschichte einer Frau namens Nora, die eines Abends beschließt zu verschwinden. Oder vielmehr einer Frau, die alles hat, die es aber trotzdem (oder gerade deshalb?) aus ihrem Leben herausdrängt. Sie steht an der Tür ihrer Wohnung, ihre Kinder hat sie zu Bett gebracht, ihr Mann sitzt vor dem Fernseher. „Ich glaube, ich gehe“, sagt sie, als würde sie hoffen, dass er sie zurückhält. Nur passiert genau das natürlich nicht, weil ihr Leben von der Unaufmerksamkeit des Alltags verschlungen wird. Ihr Mann fragt abwesend, wo sie denn um diese Zeit hin wolle, nimmt ihre Antwort ebenso abwesend hin, bittet sie noch um Zigaretten und entlässt sie in ihre Flucht.

Regisseur Jan Speckenbach erzählt die Geschichte dieser Frau rückwärts, springt immer wieder hin und her zwischen ihrem neuen Leben oder ihrem Versuch, ein neues, anderes Leben zu beginnen, und dem Leben der Zurückgebliebenen. Beim Filmfest in Locarno führte der Wettbewerbsbeitrag zu hitzigen Debatten. Was hat die Schauspielerin an dieser Rolle gereizt, ihrer ersten Kinorolle seit der „Amélie“-haften Tiffany Blechschmid in „Anleitung zum Unglücklichsein“ 2012?

„Mich hat die Frage der Freiheit interessiert: Ist die absolute Freiheit für uns Menschen überhaupt lebbar?“ Und, wie lautet die Antwort? „Ich glaube nicht. Man kann das Leben, das mit 40 Jahren schon stattgefunden hat, das man gelebt hat, nicht einfach weglegen. Es verfolgt einen. Zumal Nora durch ihre Suche nach Freiheit andere unfrei macht, nämlich die Zurückgebliebenen, ihren Mann, ihren Sohn, ihre Tochter.“

Kann sich die Dreiundvierzigjährige, die vor fünf Jahren Mutter eines Sohnes geworden ist, mit dieser Frauenfigur identifizieren? Sie grinst charmant und sagt: „Identifizieren? Nein, das nicht. Aber ich konnte es spielen, also irgendwo finden. Viele Frauen werden sich an dieser Figur stören, weil sie vielleicht auch schon mal zumindest kurz einen ähnlichen Drang verspürt haben, sich das aber nicht eingestehen können. Dabei ist das bis zu einem gewissen Grad ja nachvollziehbar: Mutter zu werden, eine Familie zu gründen, das ist so ein enormer Einschnitt im Leben einer Frau. Da wird plötzlich eine ganz neue Rolle von einem abverlangt. Die kann einen schon mal aus der Bahn werfen.“

PARIS LIBRE



Kaftan mit Lederdetails von Céline, Kette in Gelbgold von Saskia Diez, Ohrclips „Eye“ und Armband „Lips“ in Gelbgold mit Diamanten, Rubinen und Saphiren von Delfina Delettrez



Pullover mit halb offener Rückseite von Balenciaga, Jeans von Olivier Theyskens, Ohrringe in Silber von Christofle



Jacke von Christian Dior, Kette „Symi“ von Charlotte Chesnais, Ring „Move Addiction“ von Messika

Haare und Make-up: Céline Exbrayat (Call My Agent)
Schmuck: Evelyn Tye
Styling-Assistenz: Katherine Hughes
Foto-Assistenz: Paul Lehr

Fotografiert am 13. Dezember 2017 in Paris

PARIS LIBRE

Sie selbst wirkt, als führe sie kerzengerade auf ihrer persönlichen Bahn, kann aber trotzdem lustig davon erzählen, wie sie sich darüber wundert, dass einem niemand sagt, wie schwer diese Rolle manchmal ist. „Schwanger sein ist ja wirklich sehr schön, nur sagt einem keiner, wie schrecklich das danach wird. Lustigerweise mache ich das bei Kolleginnen auch nicht. Wenn sie da so strahlend vor mir stehen, da will ich nicht diejenige sein, die ihnen sagt: Boah, wenn du wüsstest! Das wird so ein Horror für ein-einhalb Jahre!“ Mittlerweile geht ihr Sohn in Paris zur Vorschule und spricht, so sagt sie, „ganz süß französisch“.

Das neue Leben, das sie sich geschaffen, der neue Garten, den sie sich gepflanzt hat, hängt zu gewissen Teilen auch mit ihrem Ehemann zusammen. Nicht weil Wokalek ihn, wie es in einem Klatschblatt einmal hieß, „wie ein Groupie“ bewundert, sondern eher, weil ein Zusammenspiel zwischen einer Schauspielerin und einem Musiker eine künstlerische Öffnung und neue Wege bedeuten kann. Bei ihr zumindest scheint es das zu tun. Man merkt ihr an, in der Art, wie sie über ihre Arbeit spricht, dass ihr Leben nicht nur Theater oder Film ist, sondern auch etwas anderes, ein noch weiter geöffneter Fächer.

Zur Zeit arbeitet sie – neben Filmrollen wie demnächst der Frau des Malers in Siegfried Lenz' „Deutschstunde“ – an eigenen Projekten, in denen sie Schauspiel, Musik und Bildende Kunst zusammenbringen will. „Bilder waren immer ein Teil meiner Kindheit und meiner Welt. Mein Großvater hat gemalt, mein Vater zeichnet, für mich war das immer wichtig. Ein Gesamtbild zu schaffen. Wenn ich da an Cocteau oder Picasso denke, wie die damals Bühnenbilder gemalt haben – das ist eigentlich mein Traum: einen jungen Maler finden, den mit einem Musiker verbinden, dazu noch einen jungen Schriftsteller, und das zu einem Abend zusammenführen.“ Der literarisch-musikalische Abend, den sie vor zwei Jahren rund um Nana, die Figur aus Manets Gemälde und Zolas Roman, inszenierte, kam dem schon nahe.

Es sei für sie erfüllend, mal selbst die Zügel in die Hand zu nehmen, zu erfinden, selbst der Motor zu sein. „Als Schauspieler ist man ja eher ausführender Künstler. Dadurch, dass ich jetzt eigene Projekte suche und gestalte, komme ich der Schaffenden zumindest näher.“ Was nicht bedeutet, dass sie der Bühne künftig abhanden kommt. Im Gegenteil, auch da scheint sie sich neu erfinden, die Grenzen ein bisschen weiter ausreizen zu wollen. Zuletzt spielte sie die Johanna von Orléans in Arthur Honeggers „Jeanne d'Arc au bûcher“, eine Rolle, die Honegger mit Paul Claudel 1938 für die Ballets-Russes-Ikone Ida Rubinstein geschrieben hatte und die schon von Schauspiel-Gigantinnen wie Ingrid Bergman und Isabelle Huppert verkörpert wurde. Ihre erste Oper. Wie war das für sie? „Wahnsinnig aufregend. Die Oper ist ja eine ganz andere Welt, viel hysterischer. Und es ist toll, mit der Musik auf der Bühne zu stehen.“ Zudem sei Jeanne d'Arc auch aus aktueller Sicht interessant: eine Frau, umgeben von einer Masse, dem Chor, der sie für ihr Anderssein, ihr Andersdenken ausschließt und schließlich sogar umbringt.

Auch Emmanuel Macron, der französische Präsident, inszenierte sich in seinem Wahlkampf gern als Jeanne d'Arc, was seine Frau Brigitte wiederum der Verzweiflung nahebrachte. Aber Johanna Wokalek findet ihn gut, den neuen Präsidenten. Sie will sich nicht zu weit aus dem Fenster lehnen, sie sei ja noch nicht so lange da. Aber man spüre, dass sich etwas verändert hat.

Der Stadt Paris, so viel steht fest, wird Johanna Wokalek noch eine Weile treu bleiben. In Deutschland wird man sie trotzdem wieder öfter sehen. Auf der Leinwand, im Theater. „Das zieht mich an wie ein Magnet. Diese Welt ist einfach so toll. Wir haben alles nur im Kopf und wollen das sichtbar machen.“

MYSTÈRE DIE FASZINATION DER EDELSTEINE



HOFACKER



www.goldschmiede-hofacker.de
Koblenz 0261 12202 | Trier 0651 9120977

Herr Ministerpräsident, welchen Dialekt sprechen Sie? Eine Mischung aus dem Schwäbischen des Oberlandes und Albschwäbisch. Ans Stuttgarter Schwäbisch habe ich mich nie angepasst. Hier sagt man zum Beispiel für „sagt“ „secht“ und nicht „sait“; das ist aber eigentlich schon Fränkisch. Da rede ich lieber gleich Hochdeutsch.

Haben Sie schon mal einen Schwaben getroffen, den Sie nicht verstanden haben?

Ja, das härteste Schwäbisch wird auf der Zollernalb gesprochen, also um Balingen. Da habe selbst ich Schwierigkeiten.

Mögen Sie den Dialekt, den Sie sprechen?

Ja.

Weil Sie damit groß geworden sind? Oder hat es auch ästhetische Gründe?

Ich bin damit aufgewachsen. Das ist ein wichtiger Grund. Außerdem bin ich dadurch Teil einer großen Vielfalt, die ja das Schöne an Sprache ist. Vor Jahrzehnten konnte ich noch anhand des Dialekts bestimmen, woher aus Schwaben jemand kommt. „Mir hont“ für „wir haben“ sagt halt nur jemand, der aus Ravensburg kommt. „Mir haut“ sagen dagegen die Balingen.

Und heute? Geht das nicht mehr?

Natürlich gibt es immer noch große Unterschiede. Aber die schleifen sich ab, wie sich der Dialekt insgesamt abschleift. Der Grundsound ist schon noch da. Aber die harten Unterschiede und einzelne Wörter verschwinden.

Woher kommt das?

Das hat viele Gründe. Mobilität, Medien, die mündliche Kultur ist schlicht eine andere. Und die Konkurrenz durch die Standardsprache ist heute größer als früher. „Los amol her!“ wird einfach seltener gebraucht als „Jetzt hör‘ mal zu!“ – bis es dann gar nicht mehr benutzt wird. Das liegt auch daran, dass der öffentliche Raum, in dem Dialekt gepflegt wurde, gar kein Raum im räumlichen Sinne mehr ist. Man macht halt die Glotze oder das Radio an, und dann wird da anders gesprochen.

Welchen Einfluss hat der gesellschaftliche Wandel? Trifft er den Dialekt nicht härter als die Hochsprache?

Der Verlust kommt sicher auch daher, dass zum Beispiel die Landwirtschaft von heute nicht mehr die von gestern ist. „Hot“ und „wischt“, also „nach rechts“, „nach links“ – das sagt kein Mensch mehr, weil es keine Fuhrleute und Kutscher mehr gibt und auf dem Feld nicht mehr mit Pferden gearbeitet wird. Ein anderes Beispiel: Die Bremse am Leiterwagen heißt auf Schwäbisch „Migge“. Früher hat man deshalb, wenn man bremsen wollte, gesagt: „d‘Migge neihau“. Aber wer hat heute noch einen Leiterwagen?

Dann müssten aber auch immer wieder neue Wörter dazukommen, für die neuen Erfindungen.

Die gibt es! Ein Beispiel, aber auch schon wieder aus der Vergangenheit: „Kohlrabestaibe“. Auf der Alb wuchsen keine Rüben, sondern große Kohlrabi. Die wurden nicht „gespritzt“, sondern die Pestizide wurden in einen Strumpf gefüllt und damit jeder Kohlrabi von Hand bestäubt. Heute undenkbar. Das nannte man „Kohlrabestaibe“.

Offt ist der Dialekt regelrecht verpönt.

Ja, zum Beispiel in der Schule. Da wurde der Dialekt diskriminiert. Von meinem Sohn gibt es noch ein Zeugnis, in dem kritisch vermerkt wurde, dass er Dialekt redet. Das lag auch im hohen Maße an der Migration, wenn man die in diesem Fall so nennen will: Lehrer, die aus Norddeutschland eingewandert waren, legten aufs Hochdeutsche natürlich besonderen Wert.

Hat es denn mal Situationen gegeben, in denen Sie sich gewünscht hätten, keinen Dialekt zu sprechen?

Das nicht, aber ich bin ja auch ein Sonderfall. Ich bin zwar im Schwäbischen geboren, aber nicht schwäbischer Abstammung. Zu Hause wurde bei uns Hochdeutsch gesprochen. Meine Eltern kamen aus Ostpreußen, haben allerdings nie Dialekt oder Plattdeutsch gesprochen. Es gab nur einzelne Wörter. Meine Mutter hat zum Beispiel noch „nuscht“ für „nicht“ gesagt. Als junger Abgeordneter habe ich vielleicht deshalb besser Hochdeutsch gesprochen als heute. Ich spreche heute in der Öffentlichkeit schwäbischer als noch vor 30 Jahren. Das wundert mich selbst.

„Ich spreche schwäbischer als früher“

Winfried Kretschmann über schwindende Dialekte, die Verkleinerungsformen des Schwäbischen, die Unterschiede zu Bayern und die soziale Schichtung der Sprache



In der Bibliothek des Staatsministeriums: Winfried Kretschmann, bei unserem Gespräch ganz in Grün

Foto Patrick Junker

Eine Erklärung könnte sein, dass Sie merken: Das kommt gut an bei den Leuten, wird als landesväterlich wahrgenommen. Als bewusste Strategie ist das unmöglich. Auch wegen der Sprachfärbung: Die hat man, oder man hat sie nicht. Eine schlüssigere Erklärung könnte sein, dass ich Hochdeutsch vor allem mit meinen Eltern gesprochen habe. Wenn der Kontakt abnimmt und dann ganz verschwindet, weil die Eltern gestorben sind, verliert man eben auch den sprachlichen Kontakt, in meinem Fall zum Hochdeutschen.

Ist Dialekt also unwillkürlich?

Ich glaube schon. Der Wechsel von einer zur anderen Sprache ist intuitiv. Wann welche Sprache zu sprechen ist, ob Dialekt oder Standardsprache, entscheidet sich durch Gewohnheit und Konvention. Das Hochdeutsche wird ja nur deshalb so genannt, weil die Ebenen, auf denen es gesprochen werden muss oder soll, irgendwie höhere sind. Hochdeutsch ist ja eigentlich das Schwäbische – und das Hochdeutsche hat sich daran orientiert. Deshalb sagen wir „Wasser“ und nicht „Water“.

Geht der Wechsel bei Ihnen von jetzt auf gleich?

Beim Albschwäbischen sicher nicht. Da brauche auch ich ein, zwei Tage, um wieder drin zu sein. Die Leute, die so sprechen, die treffe ich viel zu selten. Aber selbst die sind nicht mehr ganz in der Sprache zu Hause, die noch vor Jahren gesprochen wurde.

Wie kam es eigentlich bei Ihnen zu Hause an, dass Sie aus dem Kindergarten das Schwäbisch mitbrachten? Ihre Eltern waren ja Vertriebene.

Meinen Eltern war das egal. Mein Vater hat damals sofort gesagt: Die Heimat haben wir verloren, hier fängt etwas Neues an. Sie kamen aus dem Ermland, katholische Diaspora, gingen auch auf Vertriebenentreffen. Aber die Ermlandtreffen waren nicht revanchistisch, wie man das damals nannte, sie waren religiös imprägniert. Meine Oma war allerdings traurig, dass sie in einem Teil Deutschlands gelandet war, in dem kein Deutsch gesprochen wurde, wie sie immer sagte. Darüber hat sie sich bis zu Ihrem Tod unendlich aufgeregt. Sie hat die Leute einfach nicht verstanden.

War denn Heimat für Ihre Eltern nur geographisch definiert? Nicht auch sprachlich? Anders gefragt: Was ist ein Dialekt ohne seinen Ort?

Der Dialekt ist eine mobile Heimat. Wenn ich in Hamburg einen Schwaben treffe, der in San Francisco lebt, gibt es natürlich trotzdem gleich Heimatgefühle. Meine Eltern haben aber, wie gesagt, ohnehin keinen Dialekt gesprochen. Sprachlich haben sie also nichts verloren. Wir hatten natürlich Schallplatten mit ostpreußischen Sottisen. Die habe ich übrigens heute noch.

Stimmt es, dass im Norden weniger, im Süden mehr Wert auf Dialekt gelegt wird?

Plattdeutsch ist so gut wie ausgestorben. Obwohl es einmal Amtssprache war. Aber vor allem galt es als die Sprache der bäuerlichen Unterschicht. Im Süden war das nicht so. Das Schwäbische war zwar nie Amtssprache und immer nur eine mündliche Angelegenheit. Aber es galt nie als Unterschichtenphänomen. Alle Ministerpräsidenten haben selbstverständlich Dialekt geredet: von Theodor Heuss über Lothar Späth, Erwin Teufel, Günther Oettinger bis hin zu Stefan Mappus. In Bayern ist es genauso.

Liegt es daran, dass die Föderalisten in Deutschland auch eher im Süden sitzen?

Wahrscheinlich. In Bayern gibt es sogar Kindergärten, die ganz bewusst damit werben, dass dort Bairisch gesprochen wird. In Baden-Württemberg kommt noch etwas anderes hinzu: Hier gibt es kein Zentrum, also auch keine Provinz.

Deshalb gilt der Dialekt auch nicht als provinziell?

Ja, genau. Wir haben hier lauter Weltmarktführer in den untersten Orten. Wenn da der Unternehmer, der global unterwegs ist, Dialekt redet, und auch der Lehrer und der Pfarrer Schwäbisch sprechen, dann ist das keine Untersprache. Daraus entsteht dann natürlich eine andere Kultur, wenn der Konzernchef genauso schwätzt wie Du.

Hier im Land gibt es das weiche Badisch neben dem härteren Schwäbisch. Spiegeln sich Mentalitäten im Dialekt?

Vielleicht lassen Redensarten und Begriffe Rückschlüsse auf den jeweiligen Menschenschlag zu, aber ich bezweifle, dass die Phonetik in dieser Richtung sehr aussagekräftig ist.



Winfried Kretschmann – hier 1983 in Stuttgart – ist seit Mai 2011 Ministerpräsident von Baden-Württemberg. Der Grünen-Politiker, der in Spaichingen geboren wurde, ein katholisches Internat in Riedlingen besuchte und 1968 das Abitur am Hohenzollern-Gymnasium in Sigmaringen ablegte, war in seiner Jugend Oberminister. Er studierte Biologie und Chemie auf Lehramt und war Gymnasiallehrer. Seit 1980 gehört er mit einer vierjährigen Unterbrechung dem Landtag von Baden-Württemberg an. Am 17. Mai wird Kretschmann 70 Jahre alt.

Welche Redensarten oder Begriffe?

Die „Kehrwoche“ ist ein gutes Beispiel. Das ist ein hoch subsidiärer Akt, typisch schwäbisch. Sowas sagt nur einer, der es auch macht ...

... und sich anderswo durchaus unbeliebt macht. Ist der Dialekt das Kainsmal der Schwaben? In Berlin gab es ja sogar Aufstände gegen ihre angebliche Übermacht und ihr vermeintliches Spießertum.

Ein Schwabe will halt nicht „arm, aber sexy“ sein. Auf so eine Redensart wäre ein Schwabe nie gekommen. Das beruht auf einer sehr unterschiedlichen Haltung zum Staat. Natürlich kann man über die Kehrwoche maulen. Aber in Berlin ist die Charité bei Glatteis halt auch voll von Oberschenkelhalsbrüchen, weil da alle darauf warten, dass die Stadtreinigung kommt. Darauf käme ein Schwabe nie. Der kehrt halt, wenn's schneit, oder holt sei' Salz und streut. Das sind schon sehr tiefgreifende Unterschiede. Im Länderfinanzvergleich holen die Berliner alleine mal locker so viel ab, wie wir einzahlen. Und dann kommen sie mit Sprüchen wie „arm, aber sexy“. Da muss ich mich schon ziemlich beherrschen.

Aber Sie sind ja nun in einer Partei, der solche Sponti-Sprüche nicht ganz fremd sind, oder? Wie kommt denn Ihr Dialekt bei den Grünen an?

Naja, in meiner Partei gelte ich nicht nur wegen meiner Sprache als skurril. Vor Jahren habe ich mal in einer Grünen-Versammlung gesagt: „Hallo, wir sind hier nicht in Feindesland! Damit meinte ich, dass die Grünen nicht so tun sollten, als ob sie nicht zu dieser Gesellschaft gehörten. Den Weg sind die Grünen in Baden-Württemberg aber auch nie gegangen.“

Kann man denn umgekehrt sagen: Die Grünen sind aus denselben Gründen hier so stark, die auch den Dialekt begünstigen?

Nein, das glaube ich nicht. Da kam vieles zusammen. Baden-Württemberg, eine der stärksten Regionen Europas, nennen wir selbst „Ländle“. Auf so etwas kämen die Bayern nie, ihr „Mia san mia“ ist immer etwas großspurig. Die CSU bedient in Bayern voll den Angstdiskurs, vor allem, was die Flüchtlinge angeht. Das funktioniert hier nicht: das Polemische, das Aggressive. Wir haben gerade in einer Studie erfahren, dass die Leute nirgends so wenig Angst vor der Zukunft haben wie in Baden-Württemberg. Politik und Innovation gehören hier seit Lothar Späth zueinander. Das funktioniert nur mit einer besonderen Form von Liberalität, mit einer anderen Liturgie des Politischen.

Dazu gehört ja auch die Verniedlichung. Im Schwäbischen gibt es nicht ein Volk, sondern nur ein „Velgle“. Auch für Schimpfwörter gilt das: Da gibt es dann eben nicht den Dackel, sondern nur den Halbdackel. Oder ist das nur eine raffinierte Form der liberalen Radikalität? „Halbdackel“ ist übrigens schlimmer als „Dackel“. Im Schwäbischen ist alles möglich, aber kein Pathos. Radikalität gibt es bei uns nur in solchen protestantischen

Gebieten, die zum Deutsch-Nationalen neigen. Aber im Großen und Ganzen gilt doch: Schwaben polarisieren gerne mal, aber immer in gebrochener Form, ohne Bierernst, ohne großen Schlagabtausch. Das ist der große Unterschied zu Bayern. Es hat bei uns immer etwas Spielerisches.

Gilt das aber nicht doch für jeden Dialekt?

Vielleicht. Der Sprachwissenschaftler Max Weinreich hat einmal gesagt: „Eine Sprache ist ein Dialekt mit einer Armee und einer Flotte.“ Im Schwäbischen ist das Anti-Pathetische durch die Diminutive noch einmal enorm ausgeprägt. Allem wird die Spitze genommen. Dadurch wird alles Großkotzige und Militante vermieden. Das wirkt natürlich zurück auf das Verhalten der Menschen. Pathos braucht das Nationale, das Religiöse.

Aber fluchen können die Schwaben ganz schön deftig.

Fluchen ist ja eine religiöse Sünde. Aber auch das hat heute abgenommen. Wer sagt heute noch „Herrgottjessakrament“ oder „Heilandsack“? Das waren früher ganz übliche Flüche, die bei jeder Gelegenheit benutzt wurden. Das sagen heute nur noch die Älteren. Auch daran kann man ablesen, wie weit die Säkularisierung fortgeschritten ist.

Dialekte sind nicht nur gemeinschaftsbildend, sondern können im Gegenteil auch andere ausschließen, nämlich die „Neigschmeckten“. Kann Dialekt Heimat auch verhindern? Ja, meine Oma hat sich sicherlich unheimlich gefühlt. Sie hat keine neue Heimat gefunden.

Wenn man mit Wolf Biermann sagt, Heimat sei dort, wo man seine Freunde hat, ist das also nur die halbe Wahrheit?

Das ist kompliziert, zumal für Vertriebene und Migranten. Man muss sehen, dass Heimat oft mit Jugend verwechselt wird, der verlorene Ort mit der verlorenen Zeit. Über die Zeit der Jugend zu schwärmen ist nicht an einen Ort gebunden. Man hätte dieselbe Jugend ja auch anderswo erleben können. Das kann eine Selbsttäuschung sein, dass man eine bestimmte Zeit, in die man sich zurücksehnt, mit einem bestimmten Ort identifiziert und sich deshalb auch an den Ort zurücksehnt. Dabei hat es vielleicht gar nichts mit dem Ort selbst zu tun. Meine Mutter hat auch immer gerne von Ostpreußen geschwärmt, aber ich habe gemerkt, dass sie eigentlich von ihrer Kindheit und ihren Jugenderlebnissen schwärmte.

Sie haben in einer Rede einmal den Sprachwissenschaftler Hubert Klausmann zitiert, der gesagt hat: Etwas typisch Schwäbisches außer dem Dialekt haben wir nicht. Das erinnert an den Satz von Aydan Ozoguz, dass es eine typisch deutsche Kultur nur in Form der Sprache gebe. Sehen Sie das auch so?

Alle diese Dinge sind hochgradig von Klischees überlastet. Deshalb ist es so schwer, etwas Typisches zu definieren. Natürlich gibt es so etwas, aber nicht in radikaler Form, also im Sinne von echten Alleinstellungsmerkmalen. Wie gesagt: Die politische Liturgie im Schwäbischen ist eine andere als in Bayern. Also gibt es so etwas wie eine schwäbische Kultur jenseits der Sprache. Aber operativ abgrenzen lässt sich das nun auch wieder nicht.

Ist aber der Zusammenhang zwischen Dialekt und einer spezifischen Kultur nicht viel enger als der zwischen einer Nationalsprache und einer vermeintlich typischen Kultur? Ich würde eher sagen, dass es ein sehr komplexes Gefüge ist, das zum deutschen Einheitsstaat geführt hat. Typisch deutsch ist daran vielleicht, dass es immer wieder Widerstände gab gegen einen unitarischen Staat. Die Dialekte sind ein Spiegel davon.

Entwickeln sich die Dialekte weiter? Verändern sie sich durch Einwanderung? Was halten Sie von Ethnodialekten?

Ob das die Zukunft der Dialekte ist, wage ich zu bezweifeln. Da geht es doch eher um defizitäre Standardsprache. Wir müssen schon zusehen, dass die Leute gescheites Deutsch lernen. Oder auch Dialekte! Dialekte sind aber keine Defizitform der Standardsprache. Dialekte gingen ihr voraus. Man muss sich sicher darauf einstellen, dass einige von ihnen, wie so viele andere kleinere Sprachen, verschwinden werden. Wir wissen es aber nicht. Sprache tut erst einmal, was sie will.

Die Fragen stellen Jasper von Altenbockum und Timo Frasch.

MORIA

Im Arbeits
von Europa / Judith
Vanistendael

Eine Reportage über Flüchtlingslager auf Lesbos.

DIE ABREISE

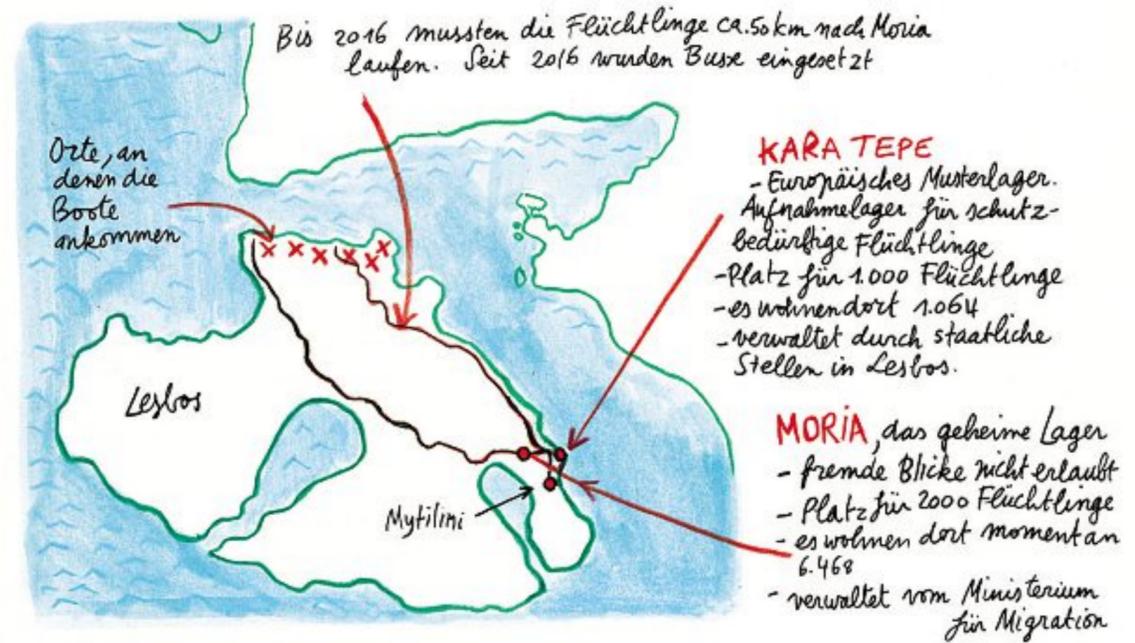


Ich bin hingefahren und habe sie mir angesehen. Für dich. Diese echte Welt, die von keiner Kamera eingefangen werden kann.

EIN PAAR ZAHLEN und INFOS (September 2017)

Hauptstadt: Mytilini
 Einwohner: 86.436
 Flüchtlinge in Lagern: 8.665
 Lesbos - Türkei : 10 km

Kinder	Frauen	Männer
41,4%	19,7%	11,5%
Syrer, Iraker, Afghanen		



Lesbos liegt ganz nahe an der Türkei, das kann man auf der Karte erkennen. Die Insel scheint eher zu der Türkei zu gehören als zu Europa. Aber Lesbos ist zweifellos Europa, und da wollen die Flüchtlinge hin. Erst als ich an der Küste der Insel entlang laufe, wird mir klar, was "ganz nahe" bedeutet. Man kann die Häuser auf der gegenüberliegenden Seite mit bloßem Auge zählen

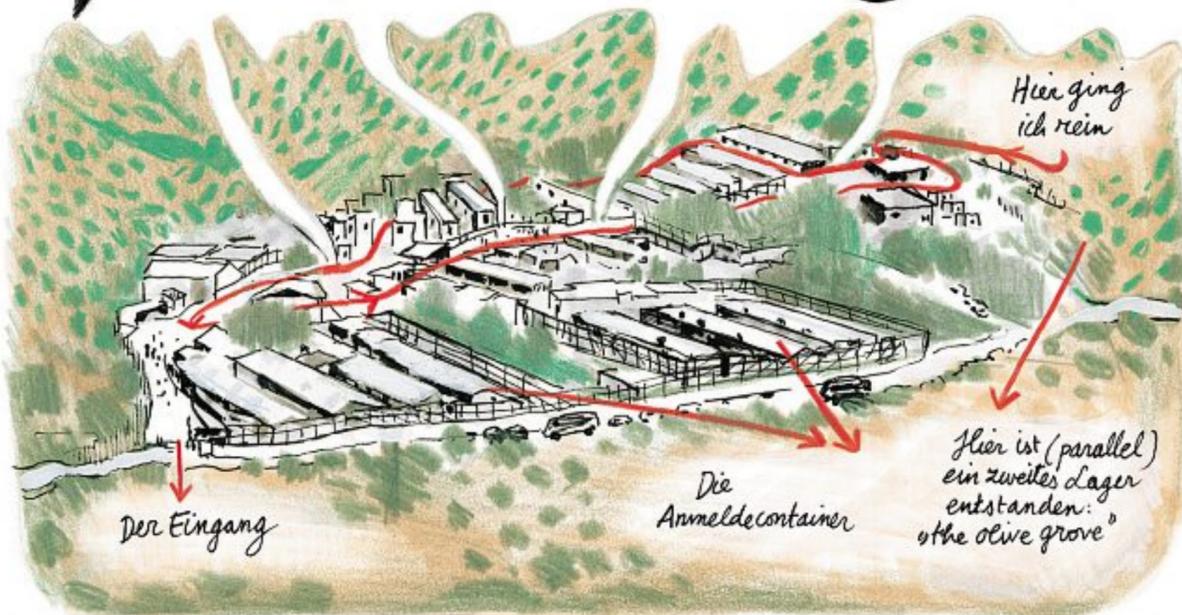


IN das Kara-Tepe - Lager zu gelangen, ist nicht schwer.
Nach Moria reinzukommen, scheint nahezu unmöglich.

Vier Tage interviewe ich Flüchtlinge in Kara-Tepe. Syrer, Iraker, Pakistani, Afghanen. Und immer höre ich dieselbe Geschichte: Zuerst fliegen sie in die Türkei. Dort finden sie sich dann in Lagern wieder, in denen die Umstände, kurz gesagt, gefährlich, gewalttätig und unhygienisch sind. Deshalb ziehen sie weiter Richtung Europa, über das Meer, mit illegalen Booten. Alle Flüchtlinge lassen sich erst in Moria registrieren. Und über Moria sind alle einer Meinung: "Moria is no good"

Von weitem sieht Moria eigentlich ganz gut organisiert aus. Es liegt sogar idyllisch zwischen zwei Olivenplantagen.
Das Einzige, was auffällt, ist der Lärm, als würde man auf einer Autobahn stehen... Die Stimmen von 6.468 Menschen.

Roooooooooooo



Schließlich kam ich doch nach Moria rein. Heimlich, über die Rückseite und unter der strengen Bedingung: keine Fotos, keine Zeichnungen, keine Kontakte zu den Flüchtlingen. Ich fotografierte mit meinen Augen und versuchte, möglichst viele Bilder in meinem Kopf zu speichern...



Es kamen aber immer mehr Menschen an den Stränden von Lesbos an...
 Die europäische Verteilungspolitik von 2015, bei der Flüchtlinge aus Italien und Griechenland auf andere europäische Staaten verteilt werden sollten, scheiterte total. Griechenland und Italien fühlten sich im Stich gelassen. Die Flüchtlinge blieben in Griechenland, auf den Inseln...
 Auch der große Deal mit der Türkei schien ein Schlag ins Wasser zu sein. Die Flüchtlinge verharren in überfüllten Lagern, in einem administrativen Vakuum....



... und der Strom an Bootsflüchtlingen war noch nicht versiegt...

Neben den Containern wurden die bekannten weißen UNHCR-Zelte aufgestellt, um so die Kapazität zu erhöhen.

Überall hängt Wäsche zum Trocknen, und für die kommende Woche wurde Regen vorhergesagt...



Und dann, im Sommer 2017, waren auch die weißen Zelte voll...

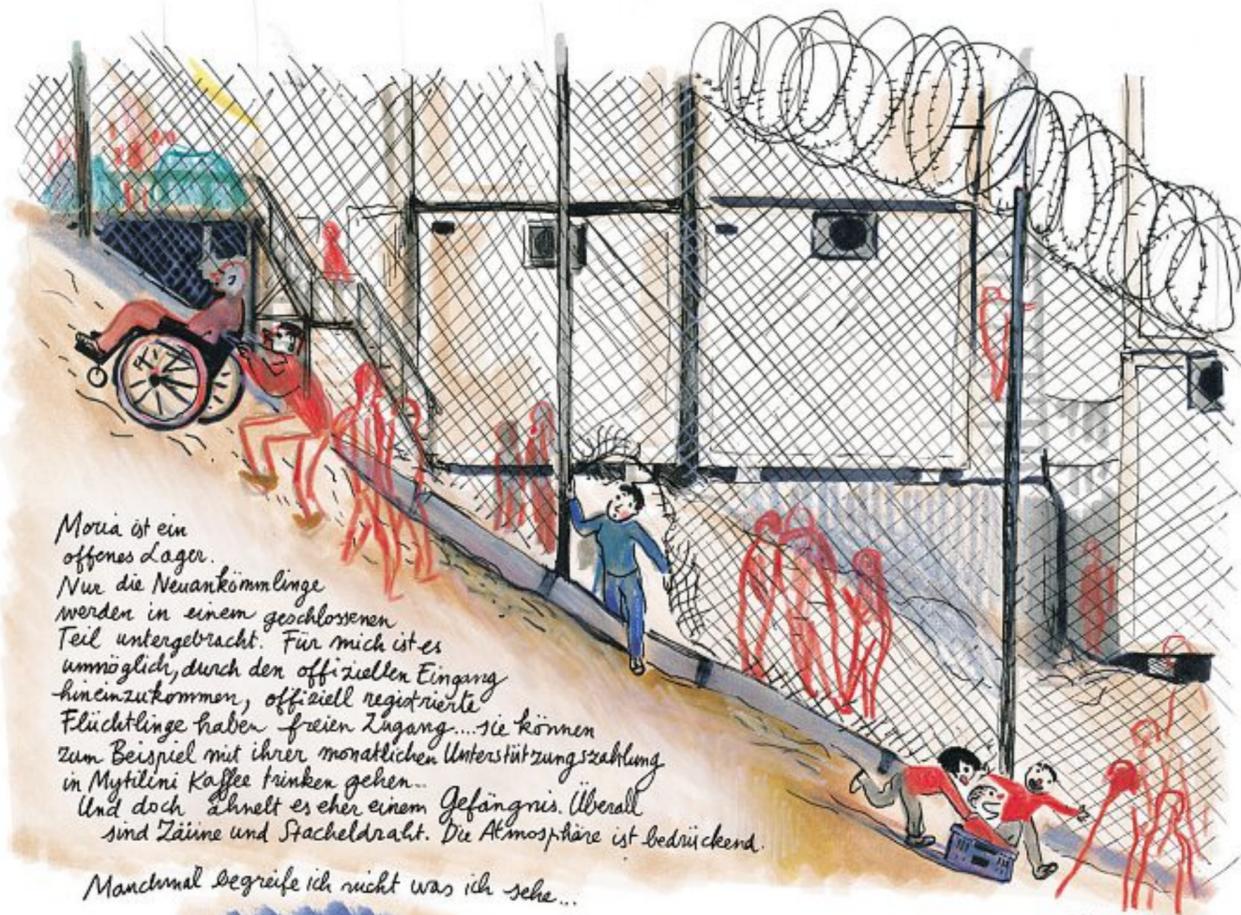
Freiwillige versuchten, Planen gegen den kommenden Regen aufzuhängen.

Als ich im Oktober in das Lager kam, standen überall Igluzelte, dicht an dicht. In so einem Zelt können bis zu 6 Menschen wohnen.

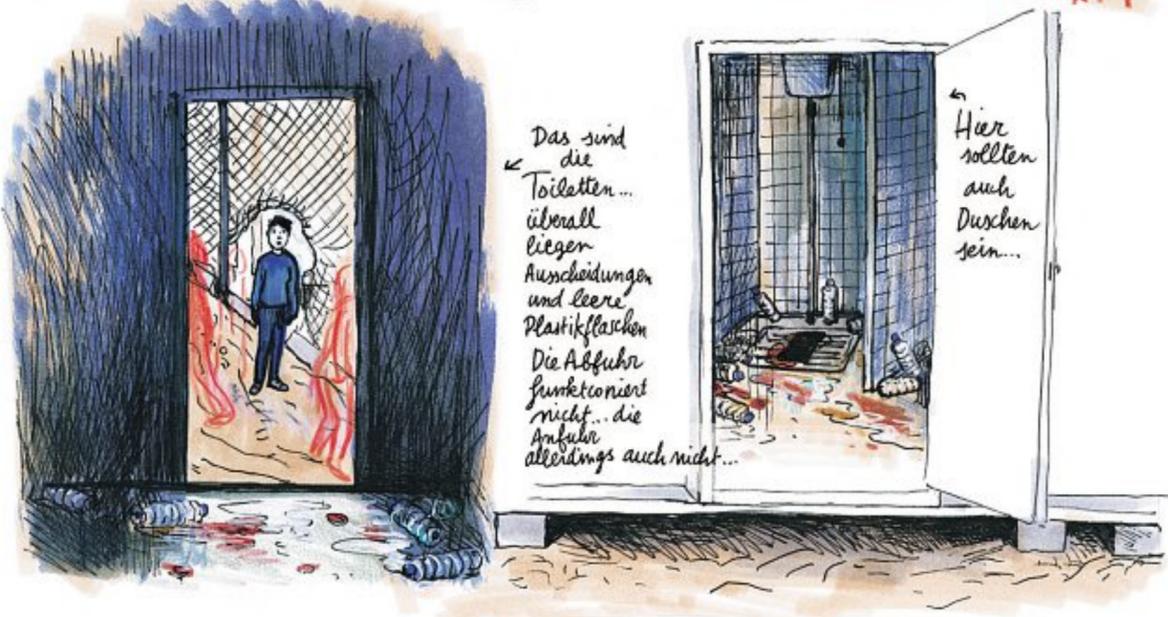
Manche Zelte stehen auf Paletten, andere wurden in Plastikplanen eingepackt.

Viele Zelte stehen direkt auf dem nackten Beton

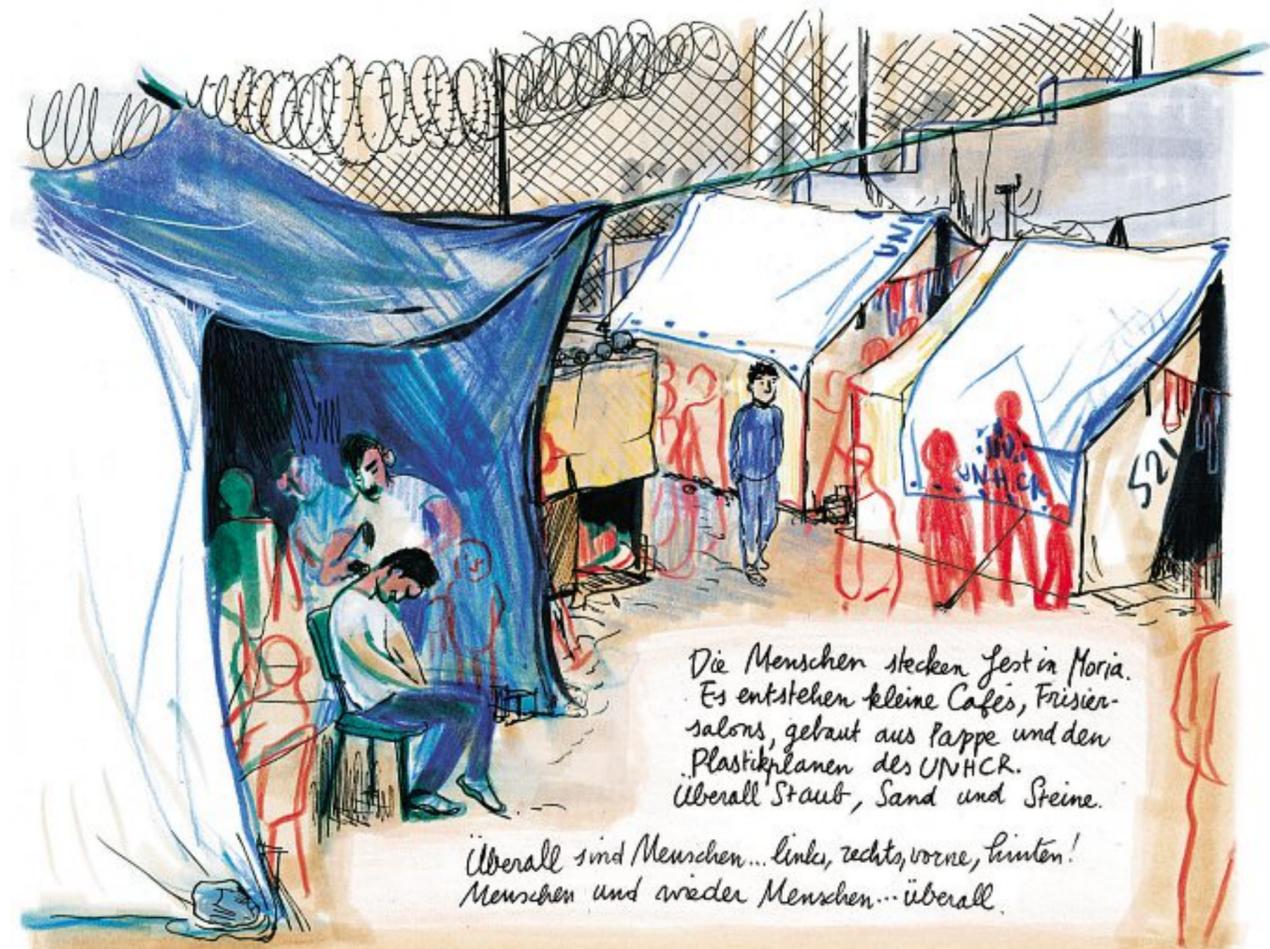
Der Winter ist nicht mehr weit.



Moria ist ein offenes Lager. Nur die Neuankömmlinge werden in einem geschlossenen Teil untergebracht. Für mich ist es unmöglich, durch den offiziellen Eingang hineinzukommen, offiziell registrierte Flüchtlinge haben freien Zugang... sie können zum Beispiel mit ihrer monatlichen Unterstützungszahlung in Mytileni Kaffee trinken gehen... Und doch ähnelt es eher einem Gefängnis. Überall sind Zäune und Stacheldraht. Die Atmosphäre ist bedrückend. Manchmal begreife ich nicht was ich sehe...



Das sind die Toiletten... überall liegen Ausscheidungen und leere Plastikflaschen. Die Abfuhr funktioniert nicht... die Antibakterie allerdings auch nicht... Hier sollten auch Duschen sein...



Die Menschen stecken fest in Moria. Es entstehen kleine Cafés, Frisiersalons, gebaut aus Pappe und den Plastikplanen des UNHCR. Überall Staub, Sand und Steine.

Überall sind Menschen... links, rechts, vorne, hinten! Menschen und wieder Menschen... überall.



UND überall sind Kinder...

Ich glaube, ich habe noch nie so viele Kinder an einem Ort gesehen. Sie gehen nicht zur Schule. Sie spielen und hängen rum...

Kinder auf Strümpfen

Kinder in zu großen Schuhen

Je weiter ich ins Lager hineingehe, desto weniger fühle ich. Der muffige Geruch, der überall wabert, die kalten Materialien wie Beton, Metall, Stein, Plastik, Stacheldraht, das Dröhnen der vielen menschlichen Stimmen, der totale Mangel an Zärtlichkeit: ich fühle nichts mehr. Ich kann nur an praktische Dinge denken, daran, dass die Iglazelle auf dem rauhen Boden zerreißen, daran, wie man sein Baby in dieser Umgebung wickeln soll, wie man seine Wäsche trocken bekommt, wenn es regnet.

Auch bei dem einzigen Gespräch, das ich in Moria haben werde, fühle ich nichts. Ein Gespräch mit der Ärztin, wie alle Ärzte hier eine Freiwillige... Sie erzählt mir was über die grausame Realität



(Für diese Angabe konnte ich keine offizielle Bestätigung finden, da es keine offiziellen Zahlenangaben über Folteropfer gibt.)

DIE RÜCKKEHR



Für Hanna, mein fünfzehnjähriges Mädchen

Dieser Artikel ist mit Unterstützung des Fonds für besondere journalistische Projekte und der Lira Startsubvention für junge Journalisten und mit der Unterstützung des Fonds Pascal Decroos entstanden

Ich danke Aimée de Jong für ihre Initiative

„Mahlzeit“ ist eine Floskel“

„Es ist die Einladung zum Gemeinschaftserlebnis!“

Unsere tägliche Unabhängigkeitserklärung:
Ein Mail-Wechsel unter Kollegen über
die Kunst des richtigen Mittagessens
zwischen Büro, Terminen und Smartphone.

Von *Mona Jaeger* und *Eckart Lohse*

Mahlzeit, Kollegin Jaeger! Na, Suppe fassen?

Danke für die Wünsche, lieber Herr Lohse. Heute gab es bei mir nur Salat. Ich versuche mir gerade vorzustellen, wie viel Pfund das Wort Mahlzeit auf die Waage bringt. Für mich klingt es nach dicker Gulaschsuppe, die ist mittags nicht so bekömmlich. Was ist eigentlich aus dem netten „Guten Appetit“ geworden?

Guten Appetit habe ich von alleine, den muss mir wirklich keiner mehr wünschen. Der Mahlzeit-Gruß ist ja mehr eine Feststellung. Ein Pflock, der in der Mitte des Tages eingerammt wird. Am besten um zwölf Uhr, denn bekanntlich ist der Mittag ja die Mitte des Tages. „Mahlzeit“ heißt: Ich habe den ersten Teil meiner Pflicht erfüllt für diesen Tag. Jetzt hat mir mal für eine halbe Stunde niemand etwas zu sagen. „Mahlzeit“ zu sagen ist eine tägliche Unabhängigkeitserklärung.

Unsere Unabhängigkeit haben wir doch Apple gegeben. Das soll nicht defätistisch klingen, nur realistisch. Wir schauen alle während der Mahlzeit-Zeit auf unser Handy. Und was, wenn uns die Mails dann daran erinnern, dass wir noch nicht den ersten Teil der täglichen Pflicht erfüllt haben? „Mahlzeit“ zu sagen setzt uns unter Druck.

„Mahlzeit“ nur zu sagen genügt nicht. Der Gruß hat nur einen Sinn, wenn man nach seiner Bedeutung handelt. Da steckt das

Wort Mahl drin. Ich will jetzt gar nicht mit dem Abendmahl kommen. Aber die gemeinsame Einnahme des Mahls ist nicht nur Ausdruck einer Pause. Eine Gemeinschaft ernährt sich in einem zentralen Moment des Tages, meist in seiner Mitte, manchmal am Abend. Das ist ein existentieller Vorgang. Den kann man nicht ersetzen mit Sushi to go inklusive Sojasoße auf dem Designerhemd. Und übrigens: Ihr Smartphone kommt auch mal eine halbe Stunde ohne Sie aus.

Ich schätze es sehr, dass Sie sich der Bedeutung des Wortes Mahl noch bewusst sind und danach leben. Auch mir sind Rituale und Regeln wichtig. Ich befürchte nur, Sie retten das Ritual der Mahlzeit nicht, auch wenn Sie es beschwören. Im Gegenteil: Das Mahl wird immer kleiner, je häufiger „Mahlzeit“ gewünscht wird. Es ist eine Floskel. Das ist viel schlimmer als „Guten Appetit“.

„Guten Morgen“ zu wünschen ist auch eine Floskel, trotzdem freue ich mich immer, wenn Sie mich so grüßen, liebe Frau Jaeger. Ich bin nicht gegen die Grußformen „Guten Morgen“ oder „Guten Appetit“. Ich setze mich nur für eine Ehrenrettung von „Mahlzeit“ ein, dem in gewissen Schichten gerne verhöhn-ten Gruß. Er ist ja mehr als der Wunsch, ein Tag solle gut verlaufen oder etwas gut schmecken. Er ist die Einladung zum Gemeinschaftserlebnis. „Guten Appetit“ ist nur an das Individuum gerichtet. Ein

weiterer Beitrag zur Vereinzelung. Hauptsache jedem für sich schmeckt's.

Grau, lieber Kollege, ist alle Theorie und grün der mittägliche Salat – reden wir doch mal darüber, was denn nun schmeckt und vor allem woraus. Denn auch wenn ich nicht „Mahlzeit“ sage, um gegen die Vereinzelung anzukämpfen, so bringe ich mir doch so gut wie nie etwas zu essen mit, damit ich mit meinen Kollegen die Mittagspause verbringen kann. Also: Butterbrotlose ja oder nein?

Da haben Sie mich jetzt erwischt. So halb jedenfalls. Im Gegensatz zum weit verbreiteten Klischee über Berliner Korrespondenten mache ich (wie die meisten mir bekannten Berliner Kollegen) nicht jeden Mittag die Runde durch die Hochglanzpresidententempel zwischen Pariser Platz und Gendarmenmarkt, gehe nicht einmal in die Bundestagskantine, sondern komme mit einem zu Hause geschmierten Brot ins Büro. Dazu allerdings gibt es täglich Salat, eingenommen wird das Ganze mit einem Kollegen. Also keine Vereinsamung, wenn auch nicht die große Runde in der Kantine. Apropos: Was gibt es denn da so an leichter Kost? Frikadellensalat oder veganen Mettrigel?

Ob es Studien darüber gibt, wie sehr die nette Gesellschaft bei der Mittagspause mittelmäßiges Essen kompensiert? Kantineessen ist kein einfaches Thema. Es gibt immer irgendwas mit Reis, sehr hartes Gemüse, Braten und natürlich die

Salatbar. Die Kantine müsste Ihnen doch eigentlich gefallen, denn mit dieser Essenauswahl ist sie der perfekte Ort, um „Mahlzeit“ zu sagen. Sie geben mir bestimmt Recht, wenn ich erleichtert sage, dass es kein Sushi in der Kantine gibt, weil das nun wirklich zu dekadent wäre.

Sie schätzen mich da falsch ein. Ich hatte mich gegen Sushi to go gewandt. Sushi als sitzend eingenommene Mittagsmahlzeit ist nicht zu verachten. Alle ein bis zwei Wochen essen wir in der Stille des Büros diesen in Reis gewickelten rohen Fisch. Schmeckt klasse, wenn man nicht zu viel von dem grünen Brandbeschleuniger draufschmiert, der wahrscheinlich früher in japanischen Gefängnissen als Folterwerkzeug eingesetzt wurde. Sie haben in mir also einen Sushi-Fan, der den „Mahlzeit“-Gruß verteidigt. Das bringe ich so locker übereinander wie andere Männer den Hass auf den FC Bayern mit dem Jubel über einen Münchner Sieg im Champions-League-Finale.

Ich glaube, Sushi ist nur deswegen so ein Erfolg und „in“, weil es kleine Happen sind, die man wunderbar to go essen kann, zwischen zwei Terminen, zwischen zwei U-Bahnen im Trubel. Und dazu „Mahlzeit“ wünschen? Sushi ist das fischgewordene Gegenteil zum gediegenen „Mahlzeit“. Also was denn nun? Ruhe mit Mahlzeit? Oder Trubel mit Sushi?

Okay, neulich habe ich tatsächlich zwischen zwei Terminen zum Thema

Krieg im Cyberraum Sushi an einem mobilen Stand gekauft und mich allein auf eine Wiese gesetzt, weil ich zu blöd war, eine Bank zu finden. Da war nichts mit „Mahlzeit“. Die Vorbeilenden haben mich nur fragend angeguckt und sich vermutlich gefragt, ob der Kerl sich in einen Hundehaufen gesetzt hat. Aber das war eine Ausnahme. Im Grunde passt Sushi ideal zu meiner Vorstellung der Mittagspause. Die Einnahme mit einem oder mehreren Kollegen dauert etwa eine halbe Stunde. Gerade genug, um Luft zu holen, sich auszutauschen und das Essen zu genießen, nachdem man eingangs gepflegt „Mahlzeit“ gewünscht hat. Doch selbst wenn man das nicht gesagt hat, ist es eine typische „Mahlzeit“-Mahlzeit.

Ich habe auch eine Geschichte vom aushäusigen Essen: Neulich holte ich mir auf dem Weg beim Döner-Laden meines Vertrauens eine Dönerbox, Fleisch, Pommes und Sauce. Ich stellte mich in die letzten Sonnenstrahlen des Tages und aß. Ein Mann kam vorbei, musterte mich, und sagte: „Auf der Straße essen. Na Mahlzeit!“ Vielleicht habe ich seither ein Problem mit dem Begriff?

Tatsächlich wird mit dem wunderbaren Wort Mahlzeit oft achtlos umgegangen. Es wird in Situationen benutzt, die uns an westdeutsche Verwaltungsgebäude der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts denken lassen, in denen bierbäuchige Männer in braunen Kunstledersandalen und leicht verfärbten weißen Socken

Richtung Kohlrouladenausgabe schlurfen und schon beim ersten Bissen mit feuchten Lefzen an den Nachschlag denken. Vielleicht muss das Wort Mahlzeit seine Geschichte abstreifen und in die Moderne übertragen werden. Stellen Sie sich vor, Sie sitzen mit guten Freunden bei einem selbst gekochten asiatischen Essen in Ihrer Wohnung, so gegen 21 Uhr, und sagen „Mahlzeit“ zueinander, weil Sie sich gegenseitig Zeit schenken für ein gemeinsames Mahl. Würde es so gehen? Oder ist der Begriff für Sie gar nicht zu retten?

Das ist eine schöne Idee. Gut, wir sitzen um den Tisch, das Essen duftet, und wir wünschen uns „Mahlzeit“. Ein bisschen ungenau wäre es vielleicht schon. Womöglich kicherten ein paar, weil sie das Wort noch nie aus dem Mund ihrer Freunde gehört haben. Das wäre so, das ist jetzt ein kühner Gedanke, als steckten sie für einen Moment im Körper von Personen, die sich eben „Mahlzeit“ wünschen. Die sich vielleicht sogar kurz an den Händen fassen? Nein, das war jetzt gemein. Helfen Sie mir bitte, lieber Herr Lohse, dass ich das Wort „Mahlzeit“ wieder ganz unschuldig sehen kann!

Liebe Frau Jaeger, ich will zumindest versuchen zu helfen. Das mit dem falschen Körper ist nicht schlecht. Sie gehen in die Kantine, finden aber das Wort Mahlzeit blöd und antiquiert. Ich finde das Wort gut, esse aber Salat und mitgebrachtes Brot. Wer ist nun mehr im Mahlzeit-

Körper: derjenige, der spricht, oder derjenige, der handelt? Oder ist das egal? Denn: Steckt nicht jeder ein bisschen im falschen Körper?

Das ist eine interessante Frage. Sie meinen nach dem Motto: Ich finde Fallschirmspringen ganz cool, habe aber Höhenangst – ergo falscher Körper? Das kann schon sein. Ich befürchte nur, diese Erkenntnis hilft mir noch nicht weiter, das Wort Mahlzeit zu akzeptieren.

Ich hätte nach reiflichem Nachdenken und Austausch vieler Argumente mit Ihnen einen pragmatischen Vorschlag, sofern Sie den Mahlzeit-Gedanken grundsätzlich und rundheraus ablehnen. Ich nutze bei der Idee meine zur Hälfte norddeutsche Herkunft, mein Vater ist aus Eutin. Warum einigen wir uns nicht einfach auf „Mahl-tied“, wie es die Norddeutschen sagen? Klingt immerhin nicht nach Kohlroulade mit Sandalen.

„Mahl-tied“ – das ist für meine Herkunft, also Offenbach, ein langer Weg. Es klingt doch stark nach „Mahlzeit“, finden Sie nicht? Vielleicht noch mit abgespreiztem Finger. Verzeihung, das war wieder gemein. In Hessen sagt man ja „Gude“. Das kann man, je nach Stimmung, mit unterschiedlich vielen „u“s sagen, also „Guuude“ oder „Guuuuude“. Das ist praktisch das „Ciao“ Hessens – man kann „Gude“ zu jeder Tageszeit sagen und zu vielen Anlässen. Ich möchte es jetzt eigentlich mittags sagen. Was meinen Sie?

Das geht ja zu wie bei schlechten Koalitionsverhandlungen: Je länger wir sprechen, desto weiter sind wir auseinander. Gestartet waren wir mit „Mahlzeit“ und „Guten Appetit“. Wenn Sie mittags „Gude“ sagen und sich nicht mal auf die Zahl der „u“s festlegen wollen, schlage ich vor, am Salatbuffet „Moin Moin“ zu sagen. Das ist auch ein für den ganzen Tag gültiger Gruß, hat allerdings mit der Essenseinnahme nichts mehr zu tun.

„Moin, Moin“ geht nur bei Fischbrötchen – vielleicht also bei Sushi? Nein, Sie haben recht, „Moin Moin“ ist nichts, dann eben auch nicht „Gude“. Wir wollen ja nicht, dass das wie bei den Jamaika-Sondierungsgesprächen ausgeht: Kurz vor zwölf bricht einer von uns das Mittagessen ab und stellt sich mit einem vor Stunden ausgedruckten Zettel an die Kasse und erzählt irgendetwas vom „Geiste der Tomate“, der nicht gestimmt habe.

Zweiter Kompromissvorschlag: Wir akzeptieren den Föderalismus und die unterschiedlichen Grußneigungen der Menschen. Platt gesagt: Jeder sagt vor den dampfenden Kartoffeln, was er will. Oder ist Ihnen das zu konsensorientiert? Bestehen Sie auf einem Ausweg aus dem falschen Körper?

Das wäre einen Versuch wert. Allerdings verlangt das vermutlich ein bisschen Kraft. Also, lieber Kollege, was halten Sie von einem Gang in die Kantine? Heute gibt es Coq au Vin. Prost!

Lux und Dollerei:
In Dubai werden die
Grenzen des Golfens
verschoben – durch
einen Kurs, der dank
Flutlicht statt in der
Hitze des Tages in der
Wärme der Nacht
aufs Grün lockt.

GOLF STARTEN

Spiel ohne Grenzen: In Dubai sind Golfer nicht auf Tageslicht angewiesen – im Dunkeln fängt der Spaß erst richtig an.

Von Alex Westhoff



Nachtein, nachtaus geht das so. Die weißen Flugkörperchen steigen empor, werden für einen Moment von der Finsternis verschluckt und treten dann wieder ein ins Licht. Es ist ein Ausbruch aus den Grenzen des Spiels, eine neue Dimension, eine erleuchtete Utopie dieses Sports. Es ist ein Genuss.

Golf ohne Tageslicht? Das scheint so sinnvoll wie Tennis ohne Schläger, Surfen ohne Wasser, Reiten ohne Pferd. Nicht so im Übermorgenland. Was der sonnenhungrige Mitteleuropäer daheim nicht mal im Traum von Tausendundeiner Nacht ersinnt, ist für die sonnenflüchtigen Bewohner von Dubai im Emirates Golf Club längst wirklich geworden: ein 18-Loch-Platz, komplett durch Flutlicht ausgeleuchtet wie der heimische Kühlschrank von innen. Golf bis Mitternacht? Aber ja doch. Bitte sehr, danke gleich. Statt in der Hitze des Tages bewegt man sich hier lieber in der Wärme der Nacht.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, eine Runde zu beginnen, wenn die Wüstensonne nur noch schwach glimmt. Wenn das Gewirr der Türme, die das Areal als futuristisch anmutende Kulisse umstellen, ein feurig rotes Abendlicht reflektiert. Nach dem Anknipsen bringen die Leuchten an den Flutlichtmasten zunächst nur ein zartes Glühen zustande. Doch ehe sich der Tag ganz verabschiedet hat, geht er hier in voller Luxstärke in die Verlängerung. Und im Nu ist der kleinere der beiden Kurse auf dem begrünten Gelände, der Faldo Course, hell erleuchtet. Von

weitem sieht er aus wie ein geschäftiger Provinzflughafen, auf dem kleinrädige Wagen umhereilen. Nur dass hier ausschließlich Bälle starten und landen.

Auf Bahn 3, es ist kurz nach 19 Uhr, ist der Himmel schwarz – und die Fairways sind in allen Grüntönen illuminiert. Verstreute Trupps in den hier obligatorischen Elektroautos, auf denen die bauchigen Golftaschen mit klirrenden Schlägern fixiert sind, düsen ihren Bällen hinterher. Das dürfte der Anblick sein, an dem Nicht-Golfer vom Glauben abfallen. An dem alle Klischees über die ach so begüterte golfende Klasse geballt erfüllt werden. 160 über das Areal verteilte Flutlichtmasten für ein paar Dutzend adäquat gekleideter Spieler an 365 Abenden im Jahr? Ist das nicht der sportliche Sündenfall schlechthin?

Wir, da uns das Golferherz aufgeht, trösten uns mit dem Gedanken, dass dies hier nur ein kleiner Ableger ist, eine winzige Facette der auf großes Business und besonderes Entertainment getrimmten Kunstwelt am Golf, die mit ökologischer Gleichgültigkeit immer weiter wächst.

Immerhin: Die mit erheblichem Mittelsatz aus dem Sandboden gepöpelte Flora hat ihre eigene Fauna zu bieten. Ein Vogelschwarm in den Bäumen pimpt sein Abendlied zu einem vielstimmigen Konzert unter Flutlicht. Ein Reicher stakst noch am Ufer eines Wasserhindernisses und freut sich über die leuchtende Verlängerung der Jagdzeit. Und tatsächlich, am Abschlag von Bahn 5 kreuzt in Seelenruhe ein Fuchs das Fairway. Längst an Menschen gewöhnt, die Schläger schwingen, lässt er sie bis auf die

Distanz eines mittellangen Putts an sich heran, ehe er, Eile simulierend, davontrabt. Das Tier wohne schon seit Jahren auf dem Gelände, heißt es. Vögel aller Art, die auf dem Golfplatz landen, sind seine Nahrungsgrundlage.

Seine Vorfahren an diesem Ort werden vor genau 30 Jahren nicht schlecht gestaunt haben, als sich das ausgetrocknete Flussbett von einer staubigen, sandigen, steinigen Fläche zu einer grünen Oase in der City wandelte. Drei Jahrzehnte – für Dubaier Verhältnisse ist man damit schon an einem geschichtsträchtigen Ort. Es entstand hier nicht nur der erste Golfplatz im glitzerndsten aller Emirate, es waren auch die ersten in den Sand gesäten hiesigen Rasenflächen überhaupt.

Der Golf-Star Nick Faldo, der nach seiner titelträchtigen Profikarriere auf der ganzen Welt Golfplätze entwirft, hat das Gelände im Jahr 2005 überarbeitet. Herausgekommen ist ein abwechslungsreicher Par-72-Kurs, der von einem Heer Gasterbeiter in einem perfekt manikürten Zustand gehalten wird. Und der durch die seit 2010 bestehende nächtliche Spieloption eine besondere Note erhalten hat. Ungleich berühmter als der Faldo Course ist aber auf demselben Areal der Majlis Course. Immer im Januar findet sich die Elite für das Profiturnier Dubai Desert Classic im Emirates Golf Club ein, und es entstehen schöne Bilder mit dem in Form von Beduinenzelten gestalteten Clubhaus im Zentrum.

Der Star der Nacht ist indes der Faldo Course. An dessen Außenposten wirkt die Skyline der Dubai Marina nur

zwei Voltreffer mit dem Driver entfernt. Schwarz und glatt ruht der See entlang von Bahn 7, der sich gefrässig nahe an das schmale Fairway heranmacht. Im Überschwang der Emotionen angesichts des Reizes von Nahperspektive und Fernblick können wir uns erst nicht satt sehen und greifen dann zum überlangen Besteck. Wir schicken den Ball knallig auf die Reise. Droben in der Dunkelheit macht er einen guten Eindruck. Nur – bevor er sternschnuppengleich ins Licht zurückgekehrt ist, hat er eine äußerst unattraktive Rechtskurve eingeschlagen. Das Wasser schlägt ein paar dezente, kreisrunde Wellen, als ob es die Beute noch kurz verdauen müsste.

Ganz egal: Hier schlägt das Spielerlebnis klar das Spielergebnis. Man kann dieser nächtlichen Spielweise einfach nicht böse sein. Vielleicht sollte man den Kurs nochmal im Hellen spielen – er wäre gewiss kaum wiederzuerkennen.

Auf Bahn 10 wird das Flutlicht durch den Schein der Sheikh Zayed Road verstärkt, und die Metro fährt quasi am Rande des Fairways entlang. Eine dieser ästhetisch designten Stationen liegt direkt an der Einfahrt zum Golf-areal, und nicht selten sieht man Spieler, die mit geschulten Schlägern aus der Bahn steigen, um den zu Stoßzeiten höllischen Autoverkehr zu vermeiden.

Am Abschlag des elften Lochs empfiehlt es sich, den imposanten Princess Tower anzupfeilen. Immer wieder kommen zwischen all dem akkurat manikürten Grün breite Sandschneisen ins Spiel. Inseln der Authentizität,

Darsteller jener Zeit, als Dubai nichts war als eine wüste Gegend.

Es ist ein Spiel mit Licht und Schatten, manchmal im hellen Schein und oft im Zwielflicht. Herausfordernd ist, wenn der eigene Schatten den zu treffenden Ball verunkelt. In der Nacht, das ist klar, überwindet das Spiel seine alteingesessenen Formen. Zumal die Lichtmasten so dezent am Rande stehen, dass sie den nächtlichen Golfer bei weitem nicht so stören wie Skilifte den sommerlichen Bergwanderer. Und selbst wer den Ball fern der Ideallinie drischt, hat gute Chancen, ihn auf dem grünen Teppich zu finden. Das Flutlicht erhellt auch abseitige Stellen des Platzes – und erleichtert das Suchen, weil die weißen Bälle auf dem strahlenden Grün regelrecht leuchten.

Bing Bing: Ein heller Warnton erklingt in unserem Elektroauto. Gesetzeshüter voraus? Nein, auf dem Bildschirm, der GPS-unterstützt die genaue Entfernung bis zum Loch anzeigt, erscheint der Hinweis, dass nach dieser Bahn ein Kiosk mit Erfrischungen in der Auslage wartet. Frisch gestärkt entscheiden wir uns, die Elektrokarre abzugeben und den Rest des Kurses laufend zu absolvieren. Es ist ja schließlich ein Sport und kein Transport – aber bei dieser Debatte scheiden sich die Golf-Geister ohnehin. Und sofort wird die Reise durch Licht und Raum noch intensiver.

Im emiratischen Frühjahr herrscht nach Sonnenuntergang, nun ja, das perfekt temperierte Golfwetter. Im Hochsommer schnüren tagüber bei knapp 50 Grad nur

Wagemutige und auch nachts, wenn es auf 40 Grad abkühlt, nur noch Hartgesottene die Golfschuhe. Das sind dann meist schlagfertige Koreaner, heißt es, die sich bei ihrem bekannt zügigen Spiel nicht so sehr von äußeren Einflüssen beeindruckt lassen. Der Rest hält Sommerpause, so wie bei uns winters der Spielbetrieb ruht.

Das Angebot zum Spiel in der Nacht wird von den Spielern in Dubai gern angenommen. Wer erst am Abend die vollklimatisierten Bürotürme verlässt, hat sonst angesichts des ganzjährig frühen Sonnenuntergangs keine Zeit mehr für eine Partie Golf. Werktags leuchtet das Flutlicht bis Mitternacht, am arabischen Wochenende (Freitag und Samstag) bis 22 Uhr. Unter der Woche werden bis 21.45 Uhr Startzeiten für neun Löcher vergeben, bis 19.45 Uhr für die ganze 18-Loch-Runde. Einmal im Jahr strahlt das Flutlicht gar die ganze Nacht: Wenn bei einem Turnier um Punkt Mitternacht von allen Bahnen gleichzeitig gestartet wird und bei Sonnenaufgang im Clubhaus alle Teilnehmer ein Frühstück erwartet.

Auf Bahn 15 halten wir inne. Das 24 Stunden währende Rauschen und Dröhnen der Stadt, der Soundtrack dieses mittelöstlichen Las Vegas, ist plötzlich kaum noch zu vernehmen. Weit und breit sind keine anderen Spieler mehr zu sehen. Auf einmal sitzen die Schläge und fallen die Putts – eine berausende Atmosphäre. Um kurz vor 23 Uhr heben wir die Fahne von Bahn 18 aus dem Loch. Es ist die helle Freude unter dunklem Himmel. Nachtaus, nachtein geht das so. ◀

Die Felsenstadt Petra, antike Hauptstadt der Nabatäer, Unesco-Weltkulturerbe und Filmkulisse des dritten Teils von „Indiana Jones“, ist ein Muss für jeden Jordanienreisenden. Auf dem weitläufigen Gelände kann man Pfade abseits des Touristenstroms begehen und sich auch verlaufen.



Madaba ist bekannt für seine Mosaikbilder. Neben kirchlichen Motiven ist auch der Kronprinz von Jordanien verewigt. Im Boden der griechisch-orthodoxen St.-Georgskirche befindet sich die berühmte Mosaikkarte von Madaba, die älteste kartografische Darstellung des Heiligen Landes.

Grüße aus



Das Restaurant „Haret Jdoudna“ wird nicht nur vom Reiseführer, sondern auch von Einheimischen als eines der besten von Madaba empfohlen. Wir finden es an einer kleinen Gasse. Es ist gemütlich, fast stylish, und die Speisekarte ist voller typischer Mezze. Die attraktiven Kellner sind hilfsbereit bei der Auswahl der Speisen.



Im „OH Beach Resort“ am Toten Meer kann man Urlaub machen oder nur für einen Tag entspannen. Die Anlage hat mehrere Schwimmbecken mit großen Liegen und Blick aufs Meer sowie direkten Zugang über eine steile Treppe. Am Ufer gibt es einen Steg, damit man nicht über die salzverkrusteten Felsen klettern muss, um sich im Wasser treiben zu lassen.

Salz und Wüste – aber Jordanien kann auch bunt.

Von Christine Gensmantel und Alexandra Born



Das „Petra B&B“ wird von einer herzlichen Belgierin geführt, die 2004 der Liebe wegen nach Jordanien gekommen und geblieben ist. Es hat vier gemütliche Zimmer mit Bad, eine Sofaecke für alle, eine herrliche Terrasse – und einen großartigen Blick über die Region Wadi Musa und Petra.

In Madaba findet man neben vielen kleinen Obst- und Gemüseläden, Backwaren-, Souvenir- und Gemischtwarengeschäften an jeder Ecke einen Barber-Shop, wo auch am späten Abend noch Bärte gestutzt und Haare geschnitten werden. Einen Friseursalon für Damen haben wir nicht entdeckt.



Wadi Rum, Unesco-Weltkulturerbe und eine der schönsten Wüsten überhaupt, beeindruckt durch seine riesigen Felsformationen. Sechs Tage Wüstentrail auf kleinen, drahtigen Araberperden lassen jedes Reiterherz schneller galoppieren. Der atemraubende Sternhimmel entschädigt nachts für schmerzende Körperteile.

RUG STAR
by J. Dahlmanns



Design I Love You, Original,
hand knotted Tibetan Weave, 15% finest silk

Theresa (links) und Corinna Williams wären beim Umbau fast durchgedreht. Aber jetzt läuft ihr Waschsalon in Brooklyn rund.

IHR WUNDERBARER WASCHSALON

Zwei Schwestern aus Bayern haben den coolsten Self-Service-Laundry in New York eröffnet. Von Alfons Kaiser, Fotos Helmut Fricke

Es ging am ersten Tag los. Corinna Williams fand eine einzelne Socke in einer der Waschmaschinen. Man sieht die Socken einfach nicht, wenn sie an der Seite oder oben in der Trommel kleben. Am nächsten Tag waren es schon drei einzelne Socken. Mittlerweile ist die Sammlung so groß, dass man ein Event daraus machen könnte.

Was heißt „könnte“? In diesem Waschsalon ist alles möglich. Corinna und Theresa Williams haben in den wenigen Monaten seit Eröffnung schon Kurse in Aktzeichnen veranstaltet, einen „Valentine's Wash“ („Buy one wash, get one free“), ein Fotoshooting für MyCalvin und ein Konzert des R&B-Sängers Autre Ne Veut. Denn ihr Waschsalon in Brooklyn ist mehr als nur ein handelsüblicher Self-Service-Laundry: Das „Celsious“, das mitten im Trend-Stadtteil Williamsburg liegt, ist auch Café, Veranstaltungsort und Treffpunkt für die Nachbarschaft, sieben Tage die Woche, von sieben Uhr morgens bis Mitternacht.

Da wäre ein Dating-Abend für einsame Socken eine sinnvolle Ergänzung des Angebots. Und wirklich: „Sock Tinder“ steht auf dem Schild an der Straße: Socken sollen wie mit der Dating-App zusammengeführt werden. „Clean Single Looking for a Solemate“: Diese sauberen Singles suchen einen Seelenverwandten, oder genauer, schließlich reden wir über Socken: einen Sohlenverwandten.

Im coolsten Waschsalon New Yorks wären „lonely socks nights“ keine Überraschung. Denn das Thema Einsamkeit (und Zweisamkeit) hängt wie Wasserdampf über allen populären Erzählungen zu Laundrettes, wie sie im britischen Englisch heißen – von Hanif Kureishis Roman „Mein wunderbarer Waschsalon“ bis zur legendären Levi's-

Werbung ebenfalls aus den achtziger Jahren, in der ein junger Mann erst Steine in die Maschine schüttert, sich dann zur Freude der Frauen bis auf die Unterhose entkleidet und T-Shirt und Jeans hinterherwirft. Den Williams-Schwestern muss man nichts über populäre Mythen erzählen. Die 32 Jahre alte Corinna und die gerade 30 Jahre alt gewordene Theresa haben die Vorteile der Gemeinsamkeit selbst erlebt. „Wer einen Waschsalon gründet, braucht Durchhaltevermögen. Man sollte zu zweit sein, alleine geht's nicht“, sagt Corinna. Und Theresa ergänzt: „Zu zweit kann allerdings auch viel daneben gehen, wenn die Beziehung zum Business-Partner scheitert. Das sehen wir bei Freunden.“

Ihnen kann das nicht so leicht passieren. Die Schwestern aus Bayern, die in Landsberg am Lech als Töchter eines amerikanischen Vaters und einer deutschen Mutter aufwuchsen, wollten schon immer selbständig sein. Aber sie machten Umwege. Theresa studierte Produktdesign am College Central Saint Martins in London, dann entwarf und produzierte sie Brillen für das Label General Eyewear in London; die praktischen Fertigkeiten sollten sich noch als hilfreich für ihr Großprojekt erweisen. Auch Corinna brauchte einen Vorwaschgang, studierte Internationale Beziehungen an der Schiller International University in Heidelberg und Paris, arbeitete zwei Jahre lang bei Google in Dublin im Online-Marketing, dann als Redakteurin bei „Elle“ in München und seit 2012 als Korrespondentin von „Elle“ und „Harper's Bazaar“ in New York. In der Bekleidungsbranche ist sie geblieben: „Mode ist schließlich letztlich auch nur Wäsche.“

Und die wird in Amerika schlecht behandelt. „Kaum jemand hat eine Waschmaschine oder einen Trockner in der Wohnung“, sagt Corinna Williams. „Und nur die wenigsten haben Waschmaschinen im Keller“, ergänzt Theresa. „Und die, die es gibt, sehen oft scheußlich aus, weil sie nicht gereinigt und schlecht gewartet werden.“

Daher gehen so viele Amerikaner in Waschsalon. Die wiederum sind laut, eng und muffig. Man muss lange auf die Wäsche warten, und oft wird sie nicht einmal richtig sauber. „In den alten Maschinen setzt sich alles Mögliche ab“, sagt Corinna. „Kein Kalk, denn kalkhaltig ist das Wasser hier nicht, aber Schimmel und Rost. Oft werden die Sachen dann richtig schmutzig.“

Kaum ist das Thema angeschnitten beim Gespräch auf der Empore, wo eine Mitarbeiterin den Kunden Kaffee und Kuchen serviert, kommt schon eine Freundin der beiden herein, die mit den Amerikanern schmutzige Wäsche waschen muss: Véronique Tristram, heute Modechefin der „Glamour“ in München, lebte früher ebenfalls in New York. „Als ich hierher kam“, erzählt sie, „erfuhr ich schnell, dass man Weiß nicht tragen darf. Wenn man Bettwäsche oder T-Shirts in die Wäscherei um die Ecke gibt, sind sie



hinterher voller Flecken.“ Was also macht eine Modediva, die weiße Bettwäsche, Handtücher und T-Shirts liebt? Véronique Tristram flog in ihren New Yorker Jahren alle vier Wochen mit einem riesigen Wäschesack nach München, um dort alles zu waschen. Bei der Lufthansa und beim Münchner Zoll war sie dafür schon bekannt.

Auch für Corinna und Theresa Williams war der Weg zur sauberen Wäsche lang. Es gibt etwa 3500 Waschsalon in New York. Die beiden haben bei ihren Recherchen für den richtigen Standort allein 400 Laundrettes besucht. Seitdem ist Corinna Williams selbstbewusst genug für diesen Satz: „Wir haben die potentielle Konkurrenz getestet und festgestellt: Es gibt keine.“

Im Sommer 2016 fanden sie das Haus an der 115 North 7th Street. Früher war hier ein Friseursalon. Der Vermieter wollte sie sofort haben – schon weil er wegen der beiden Mietparteien oben kein Restaurant unten haben wollte. Die beiden Schwestern verliebten sich gleich in das Haus mit dem hohen Raum, der schmalen Zwischentage und dem kleinen Garten im Hinterhof. „Wir wollten, dass es hell und frisch und sauber aussieht, ohne steril zu sein“, sagt Theresa. Und so tritt man in eine eigenartige Welt: Dieser Waschsalon wirkt klinisch rein, auf dem Zwischendeck mit Café aber einladend, dank Pflanzen und Kork-

wand. Die Hocker sind aus den Paletten, auf denen die Waschmaschinen und Trockner geliefert wurden. Theresa hat sie selbst zusammengebaut: „Die Räume auszubauen war mit das Härteste, was wir gemacht haben.“ Dabei ist sie als Produktdesignerin auch Handwerkerin. Und um die Gastronomie vernünftig betreiben zu können, hat sie vorher lange in einem Café an der Lower East Side gearbeitet.

Cooler Wäschereien sind natürlich kein neues Konzept. In Deutschland gibt es zum Beispiel das „Wash & Coffee“ im Münchner Glockenbachviertel. Und in Berlin-Moabit herrscht in „Freddy Leck sein Waschsalon“ von Dirk Martens Café-Stimmung. Aber Corinna und Theresa Williams sind auch auf einer Mission. Ihr Waschprogramm für Amerika: 18 Electrolux-Maschinen, Ökawaschmittel inklusive, der schnellste Waschgang New Yorks (nur 15 Minuten), der schnellste Trockner (16 Minuten). Insgesamt dauert es also nur so lange, wie man für Kaffee und Kuchen braucht. Dafür haben sich die Preise – ab sieben Dollar pro Maschine – gewaschen.

Es ist ein Zukunftsgeschäft. Die Städte werden enger, der Wohnraum wird teurer, also ist kein Platz mehr für eine Waschmaschine. „Sogar aus den neuen Apartmenthäusern hier in Williamsburg kommen Kunden zu uns“, sagt Theresa. „Sie haben zwar Maschinen in den Kellern.

Aber da müssen sie auch bezahlen. Und sie müssen warten, bis eine Maschine frei ist. Außerdem dauert der Waschgang länger, die Wäsche wird nicht richtig sauber, und Kaffee gibt es auch nicht.“ Kein Wunder, dass Immobilienentwickler die Williams-Schwestern schon gefragt haben, ob sie in ihren Gebäuden eine Filiale eröffnen wollen.

Aber erst einmal müssen sie diese Maschinen am Laufen halten. Die Zahlen liegen zwar im Rahmen des Businessplans, die Investoren („friends and family“) sind geduldig, und die beiden wirtschaften sparsam; so hat Corinnas Freund, der Grafikdesigner ist, Logos, Website-Auftritt und Speisekarten gestaltet. Aber sie haben fünf fest angestellte Mitarbeiter und hohe laufende Kosten. Zum Glück spricht sich ihr Konzept herum. Einige Männermodels aus der Gegend als Kunden sind gut fürs Geschäft. Mitbewohner kommen gemeinsam, Freundinnen verabreden sich hier zum Waschen. Aus dem Pflichtprogramm haben die beiden ein soziales Happening gemacht.

„Man muss ein oder zwei Mal die Woche waschen, das ist ein echter Stressfaktor“, sagt Theresa. „Da freut man sich, wenn es nett ist und schnell geht. Uns hat sogar schon jemand gesagt, dass wir sein Leben verändert haben.“ Das werden sicher noch mehr Leute sagen, wenn denn beim Tinder-Abend einsame Socken zueinander finden. ◀

Was die Williams-Schwestern in Williamsburg empfehlen

Van Leeuwen, 204 Wythe Avenue. Das beste Eis der Stadt. Unseren Favoriten, Salted Caramel, gibt es auch als vegane Variante (für Corinna, die Kuhmilch nicht so gut verträgt). Unbedingt auch die Seasonal Specials probieren, zum Beispiel Erdbeere und Rosenwasser mit Matcha-Spirulina-Kuchen oder Vegan-Peanut-Butter-Bonbons mit Kirschmarmelade.

Hotel Delmano, 82 Berry Street. Unsere liebste Bar für Cocktails und Raw Seafood. Im Sommer trinken wir Prosecco an einem der Outdoor-Tische. Oder Negroni an der Bar im Speakeasy-Stil drinnen.

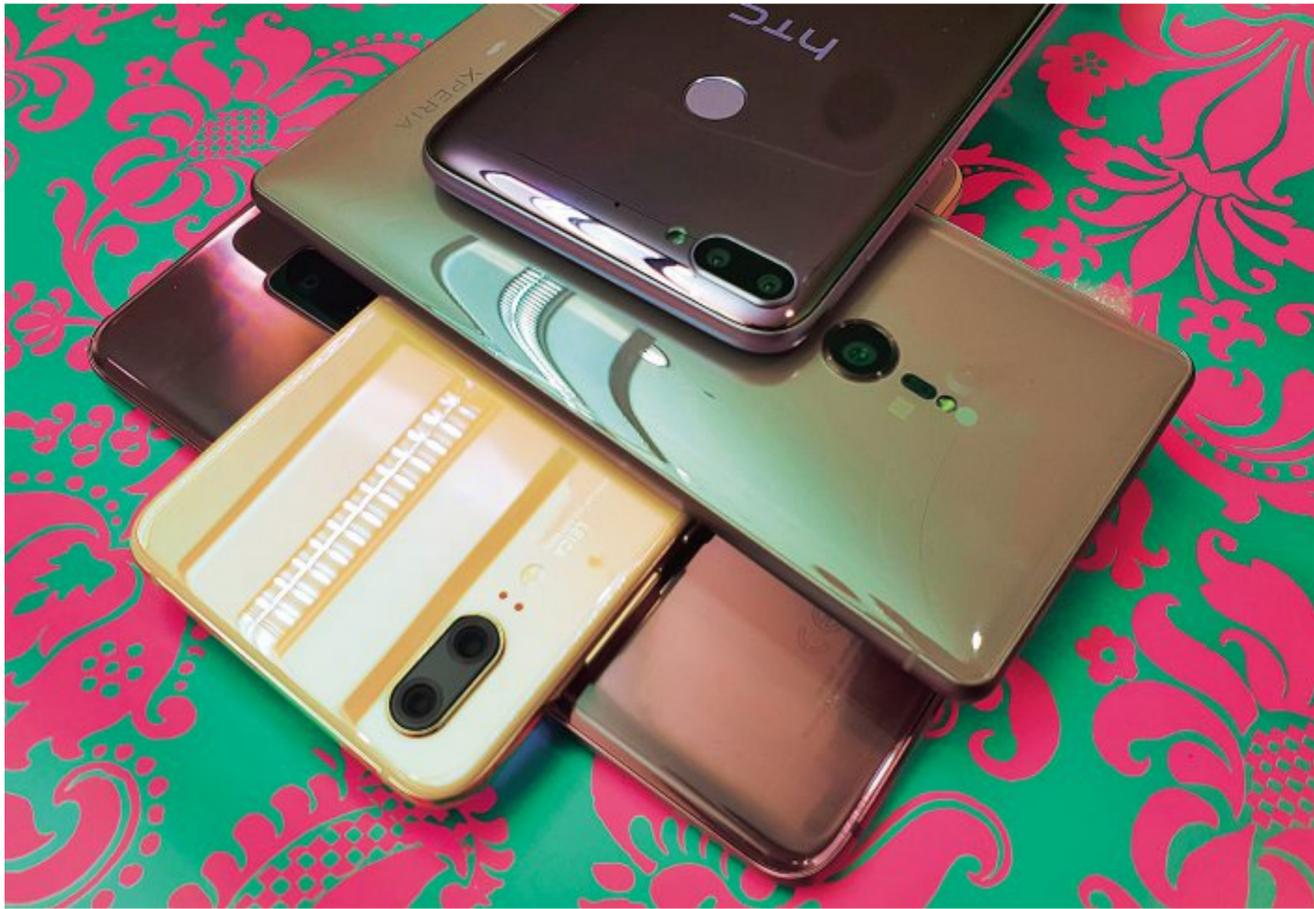
The Great Eros, 135 Wythe Avenue. Duft, Kerzen, Spitze, Seide, Schmock, Schokolade: unser Lieblingsshop für die Sinne.

Mocim, 683 Driggs Avenue und 224 Wythe Avenue. Theresa hat sich dort ihren Verlobungsring ausgesucht, Corinna shoppt gern Keramikobjekte. Nirgends findet man schönere Mitbringsel.

Wythe Hotel, 80 Wythe Avenue. Das erste Boutiquehotel Brooklyns. Wir sind oft dort, um die Wäsche der Hotelgäste und die coolen Denim-Schürzen der Kellner des Hotelrestaurants „Reynard“ abzuholen. Super Farm-to-Table-Küche. Vor dem Dinner einen Drink in der Hotelbar „The Ides“ nehmen – mit tollem Panoramablick über den East River auf die Skyline von Manhattan.



Vor dem Salon: Socken suchen Seelen- und Sohlenverwandte



Alles so schön bunt hier: Die Smartphones HTC Desire 12+ (von oben), Sony Xperia XZ2, Huawei P20 und Samsung S9+ glänzen schon im Ruhezustand.

Foto Marco Dettweiler

PURPLE ART

Da schau her: Form und Farbe werden bei Smartphones immer wichtiger.

Von Marco Dettweiler

Jedes Jahr im Frühling drängeln sich die führenden Smartphone-Hersteller auf dem Markt, um ihre neuen Topmodelle zur Schau zu stellen. Auf dem Mobile World Congress (MWC) werden immer Ende Februar in Barcelona die neuen Smartphones fürs gesamte Jahr vorgestellt. Nur Huawei präsentierte sein P20 Ende März in Paris den Journalisten auf einer eigenen Veranstaltung. Somit ist das Smartphone-Jahr 2018 schon im Frühjahr beendet. Fast – im Herbst zeigen noch Google und Apple ihre Flaggschiffe.

Weil sich die Hersteller in den vergangenen Jahren mit technischen Neuheiten kaum von den Konkurrenten absetzen konnten, versuchen sie immer stärker, über das Design ein Alleinstellungsmerkmal zu finden. Das ist schwierig geworden. Ob runde oder eckige Gehäusekanten, eine horizontal oder vertikal angeordnete Dualkamera, die Platzierung des Fingerabdrucksensors oben oder in der Mitte, flacher oder leicht gewölbter Rücken: Die meisten Smartphones ähneln einander stark. Und kaum ein Hersteller traut sich, sein Design entscheidend zu verändern.

Die Zeit, als stets Apple der Welt zeigte, wie ein Smartphone auszusehen hat, sind längst vorbei. Samsung gab irgendwann seine Copycat-Haltung auf, um konsequent einen eigenen Weg zu gehen. Vor drei Jahren bogen die Koreaner das Display des Galaxy S6 Edge an den länglichen Kanten. Dieser eigentlich technische Kniff – der gebogene Rand ist eine Art Mini-Display – hatte deutliche Auswirkungen auf die Erscheinung des gesamten Gehäuses, an der Samsung bis zum jüngsten S9 weiter festhält. Die Koreaner haben an den richtigen Details gedreht und eine äußerst

harmonische Form gefunden. Nun hat ausgerechnet wieder Apple die Konkurrenten zum Kopieren eingeladen. Das iPhone X hat eine Vorderseite, die fast ganz vom Bildschirm ausgefüllt ist. Weil die Kamera und der Lautsprecher am oberen Ende (noch) nicht unter dem Glas des Displays versteckt werden können, hat die Vorderseite an dieser Stelle eine signifikante Form bekommen. Das Glas weicht nur dieser kleinen Halbinsel aus und fließt an den beiden Öffnungen vorbei. Für diese Stelle gibt es sogar einen Namen: die Notch. Was jetzt als Designelement verkauft wird, tut den Designern vermutlich immer noch weh, weil sie es eben nicht geschafft haben, ein iPhone zu entwerfen, „das nur aus Display besteht“, wie Apple fälschlicherweise behauptet.

Die Designer einiger Konkurrenten stört das wenig. Sie bauen das Display mit der signifikanten Notch einfach nach. Ob das Smartphone wie ein iPhone X aussehen soll, oder ob auch sie die Notch einfach nicht umgehen können, bleibt offen. Asus zeigte sein Kopierwerk mit dem Zenfone 5 auf dem MWC als Erster, Huawei mit dem

P20 als Letzter. Dazwischen fanden sich noch einige unbekanntes chinesische Unternehmen mit der gleichen Idee. Und wenn die Spekulationen stimmen, wird auch das neue LG G7 eine Notch haben.

Samsung kann darauf verzichten, weil die Koreaner es mit dem S8 geschafft hatten, den Rand zwischen Rahmen und Bildschirm, den „Bezel“, zu minimieren, indem sie die vier Ecken abgerundet und möglichst weit in die Ecke gezogen haben. An einem schmalen Bezel kommt nun kein Hersteller mehr vorbei. Sony hat das als einer der Letzten jetzt auf dem Xperia XZ2 umgesetzt. Die Japaner haben dabei die Chance genutzt, nach immerhin fünfzehnjährigen Jahren mit ihrem bisherigen Design zu brechen. Aus der eckigen und wuchtigen Erscheinung der Xperia-Geräte wurde nun beim XZ2 ein eher rundliches, geschmeidiges Smartphone, das sich dem Trend anpasst. Leider ging dabei auch die Eigenheit des Designs verloren.

Auch auf die Farbe ihrer Smartphones legen die Hersteller mittlerweile großen Wert. Seit vorigem Jahr arbeitet Huawei bei der Farbgestaltung der Rückseite mit

dem Unternehmen Pantone zusammen, dessen Farbsystem in vielen Bereichen als Referenz gilt. Das P10 erschien unter anderem in den Farben „dazzling blue“ und „greenery“ – der „Farbe des Jahres 2017“ von Pantone. In diesem Jahr ist es „ultra violet“. Passend dazu hat Huawei das P20 Pro in der Farbe „twilight“ gestaltet. Es ist das erste Smartphone mit einem Farbverlauf. Der Rücken beginnt unten in Grün, wechselt auf Blau, um dann in Lila überzugehen. Damit könnte Huawei einen Trend setzen, wobei es vor vielen Jahren mehrfarbige Konzepte von HTC mit der Desire-Serie gab – allerdings weniger elegante.

Die Chinesen haben ihre Mittelklasse in diesem Jahr komplett neu gestaltet und bieten eine Farbe an, die momentan im Trend liegt: Pink. HTC nennt es zwar „warm silver“, aber sie hätten es auch Hellrosa nennen können. Sony hat an der Farbe ebenfalls Gefallen gefunden, das Xperia XZ2 erscheint unter anderem in „ash pink“. Samsung vermarktete als erster Hersteller auf der Präsentation in Barcelona sein S9 in „lilac purple“. Und Huawei macht bei dem Trend natürlich auch mit: Das P20 kommt neben einigen erwartbaren Farben auch in schlichem Pink.

Womöglich lässt sich die Farbe mit einem Blick auf die Mode erklären. Nun besteht also auch bei Smartphones eine Gefahr wie bei der Kleidung: Ein pinkfarbenes Smartphone kann nach einem Jahr aus der Mode kommen wie ein Pulli im trendigen Blau. Viele Nutzer dürften das nicht stören. Die Frequenz der Neuananschaffung eines Handys hat sich oft dem Takt der Neuauflage angepasst: Viele wechseln jedes Jahr ihr Smartphone. Meist im Frühling.



Angehende Bräute und solche, die es mal waren, wissen: Ein Hochzeitskleid shoppt sich nicht so schnell wie ein Paar Schuhe. Zo & Willow in Berlin könnte aber helfen.

„PLOGGEN“

Und noch ein Grund, zu Skandinavien aufzuschauen. Die Dänen mögen eine Fähigkeit für Hygge haben, für Gemütlichkeit. Die Schweden aber können: ploggen. Es ist das Gegenteil zum Cocooning und nicht nur egoistisch. Ploggen ist nämlich eigentlich wie Joggen, nur extremer. Beim Laufen hat man auch einen Müllsack bei sich, in den all das Zeug kommt, mit dem andere die Landschaft verschmutzen.



FOTOS: HERSTELLER (B), ANDREA PASSIBUELO

Ja, die hohe Kochkunst gibt es auch in Italien. Und *private dining*, siehe dieses kleine Séparé. Im Land des eigentlich simplen Essens zeigt Carlo Cracco das jetzt in seinem Restaurant gleichen Namens am Mailänder Dom.

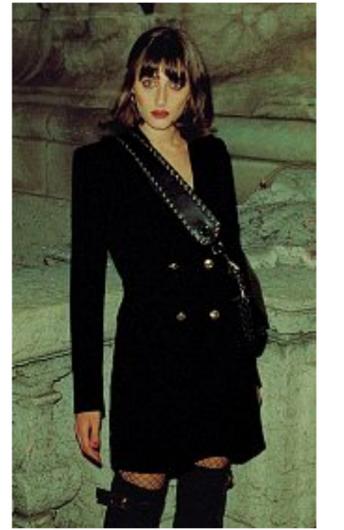


In Zeiten digitaler Überforderung solle man sich bewusst Zeit nehmen, heißt es jetzt oft. Der Anspitzer von Caran d'Ache ist so gesehen auch kein *tool*, sondern ein Werkzeug.



Wer besondere Eltern-Kind-Momente im Erinnerungsbuch festhält, der wird auch diese Box (F is for Frida) verstehen. Sie ist für den Fußabdruck des Babys.

Mit Hardcore-Fashion kennt man sich in Paris aus: Anthony Vaccarello bei Saint Laurent, Hedi Slimane, jetzt bei Céline, sind nur die Spitze eines Phänomens. Oberkampf passt auch dazu, sogar mit Mode, die echt kleidet.



Bawah im südchinesischen Meer kommt einer einsamen Insel sehr nahe. Das Luxushotel Bawah Reserve mussten sie dort zum Beispiel von Hand errichten, schwere Maschinen sind nämlich nicht erlaubt.



Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Bilder mögen online zunehmend unsere Wahrnehmung steuern, aber offline darf es schon noch ein guter Spruch sein. Darauf hat sich Design Letters spezialisiert, also auf Buchstaben.

Früher war es für Beautylabels eine Art Auszeichnung, wenn sie neben dem Label einen glamourösen Ort nennen konnten: New York! Paris! Heute ist das: Südtirol. (Team Dr. Joseph)



Kein Frühjahrsputz ohne Fahrradwäsche. Der große Feind ist dann nicht der Dreck, sondern der Rost. Wenn man den Kampf ganz verliert und echt Geld in die Hand nehmen muss, kann man sich auch gleich dieses Modell (Brave Classics) kaufen.

SCHWITZ KOMM RAUS



Glücksucher: Louise Portal (im Uhrzeigersinn von links oben), Dominique Michel, Dorothée Berryman und Geneviève Rioux in „Der Untergang des amerikanischen Imperiums“ (1986)



Hitzepfer: Christiane Paul (von links), Edgar Selge und Charly Hübner im Film „Im Schwitzkasten“ (2005)



Aufsteiger: Shelly Lipkin (von links), Joris Stuyck, David Raynr und Philip Casnow in „Frank Sinatra – Der Weg an die Spitze“ (1992)



Doppelspiele: Faye Dunaway und Steve McQueen in „Thomas Crown ist nicht zu fassen“ (1968)

Im Berliner Winter, wenn der silberne Fernsehturm mit dem depressiven Grau des Himmels eine griesgrämige Einheit bildet, flüchten die Berliner bevorzugt nach Bali. Oder aber ins Vabali, wo es ebenfalls Nasi Kuning und Außenduschen gibt – sowie elf Saunen und Dampfbäder. Das Vabali liegt einen halben Kilometer vom Hauptbahnhof entfernt. 150 Meter weiter stellen sich im Winter Wohnungslose bei der Notunterkunft der Berliner Stadtmission an. Auf der anderen Seite stehen Neubauten.

Die Begrüßung ist so freundlich wie im Fünf-Sterne-Hotel. Die Rezeptionistinnen tragen Orchideen im Haar, auf dem Tresen brennen Räucherstäbchen. Der von Bambushecken gesäumte Laubengang und die Asia-Lounge-Musik sollen einstimmen auf Entschleunigung und Digital Detox. Denn das Smartphone hat keinen Zutritt. Mit der Alltagsgarderobe und dem Telefon wird der Stress in den Spind gesperrt. Jetzt heißt es nur noch: rein in den Bademantel, keine Termine und vielleicht sogar leicht einen sitzen. Der Berliner Harald Juhnke hätte im Vabali sein Glück gefunden.

Im Durchschnitt sind 800 Tagesgäste da, heute zwischen 9 und 24 Uhr. Und es werden mehr. Das Vabali ist im vierten Jahr seit der Eröffnung so beliebt, dass im April ein weiterer Saunabereich dazu kommt. Zwar waren auch die klassischen Berliner Kiezsaunen schon immer gut besucht, doch das Vabali trifft mit seinem indonesisch inspirierten Interieur und der erzwungenen Auszeit vom Smartphone den Nerv des ruhesuchenden Hauptstädters. Warum aber nochmal Bali in Berlin? Ganz einfach: Weil die Betreiber, die Brüder Stephan und Markus Theune, denen auch die Claudius-Therme und das Neptunbad in Köln sowie das Liquidrom in Berlin gehören, Südostasien-Fans sind.

Ganz ohne Termine geht's dann auch am vielleicht entspanntesten Ort Berlins nicht. Das macht schon der Blick auf die Aufguss-Agenda neben dem Innenpool klar. Jede volle Stunde ein Aufguss, immer zur halben Stunde ein Peeling. Lassen wir es langsam angehen. Die Kräutersauna mit wohltemperierten 70 Grad erscheint für den Anfang gerade richtig. Außer mir sind nur vier weitere Gäste drin. Alle schweigen. Passt! Nach nicht mal fünf Minuten auf der Sanduhr kommen sie aber doch: zwei Frauen Mitte 40, die sich so richtig ausquatschen wollen. Ihre Gesprächsthemen kreisen um Physiotherapie, Podologie und Pumps. Ich möchte das alles nicht wissen. Zum Schweigen will ich sie aber auch nicht auffordern. Nach zehn Minuten und ohne einen Tropfen Schweiß auf der Stirn verlasse ich also die Kräutersauna.

Dann eben dahin, wo alle so stumm sein müssen wie die vielen Buddha-Figuren hier: in die Aufgussauna. Als Mittagsangebot um 12.30 Uhr gibt es „Mint Fresh“. Robert serviert. Der Mitarbeiter mit dem bayerischen Akzent erklärt die Aufgussregeln: keine Gespräche, alle Körperteile auf ein Handtuch. Er hat schon früher bei seiner Tante in deren Saunabetrieb auf dem Land die Aufgüsse gemacht, wie er später sagt. Im Vabali hat der Lebensmitteltechnologie-Student seinen Traumjob gefunden: „Sauna ist wie Hochleistungsport. Ich habe weniger Körperfett und fühle mich fitter.“

Vor ihm sitzen Frauen und Männer, Junge und Alte, Dicke und Dünne. Es gibt fast mehr Tätowierungen zu sehen als in der Champions League. Alle atmen tief durch, wenn sich Minzöl angenehm auf die vom Winter gepeinigten Schleimhäute legt. Auf der Haut kühlt und wärmt der Aufguss gleichzeitig. Drei Aufgüsse später ist die Nase frei, die Sinne sind erfrischt. Frische Luft ist ratsam. Bewegungsspielraum bietet das Vabali reichlich: 20.000 Quadratmeter. Allein im abgeschirmten Garten kann man fünf Minuten lang im Bademantel eine Runde drehen.

Drinne gibt es zwei Etagen mit Ruheräumen. Ohne harte Plastikritzen wie im Schwimmbad, sondern mit warmen Wasserbetten und flauschigen Fleecedecken. Das Licht ist gedimmt, auf den Chesterfield-Sofas kann man gut lesen. Der große Ansturm kommt im Vabali erst zwischen 14 und 16 Uhr, sagt Christian Bartelt, der Bereichsleiter. Also vielleicht doch nochmal eine Runde in die Sauna, bevor es dort zu voll wird?

Mal sehen, was sich hinter dem „Vulkanaufguss“ verbirgt, der in Vabali-Kreisen als zweitheftester Aufguss gilt. Die fünf Eimer mit Eiszüfeln, die Mitarbeiter Manu hereinträgt, können dafür wohl kaum verantwortlich sein. Oder doch? Schon verteilt er einen Eimer voller Eiskristalle mit Eukalyptusduft auf dem Ofen und wirbelt einem die heiße Luft entgegen. Ein Drittel der Anwesenden verlässt nach dem zweiten Gang die Sauna. Manu, der seit einem Jahr im Vabali arbeitet, kennt das. „Ich gebe immer 100 Prozent und schaue, dass ich jedem Gast genug Aufmerksamkeit widme“, sagt der Sechszwanzigjährige. In seinem Fall ist das ein behertes Wedeln mit dem Handtuch. Dann verabschiedet er sich von den Übriggebliebenen mit einem „Ich bin stolz auf euch, Leute!“ Danke, Coach!

Drei bis vier Saunagänge macht Manu in einer Sechs-Stunden-Schicht. Mehr ist zu anstrengend. Dazwischen sorgen sich die Mitarbeiter um die Gäste: legen sie den Schweiß auf der Stirn verlasse ich also die neue Aufgüsse vor, sprechen ungehörige

Von der Bankerin bis zum Bäcker sind hier alle gleich – gleich nackt. Unsere Autorin hat einen Tag im Vabali verbracht, der größten Sauna- und Wellnessanlage Berlins.

Von Julia Stelzner

Gäste an, die heimlich ihr Handy oder einen Döner-Kebab herausholen, oder ermahnen diejenigen, die Liegen mit einem Handtuch reservieren oder nackt dort liegen. Das Vabali ist textiltfrei, Bikini oder Badehose sind in der Sauna und im Becken untersagt, aber außerhalb sollte man bitteschön bekleidet sein. Christian Bartelt arbeitet seit Herbst 2015 im Vabali und hat in dieser Zeit schon vieles gesehen. Gäste mit Kreislaufschwächen, Jungesellenabschiede, Babys, verkaterter Partytouristen und Paare, die sich dann doch ein bisschen zu nahe kommen.

14 Uhr. Zeit für ein spätes Mittagessen. Im Restaurant sind fast alle Tische belegt. Überhaupt geht man ins Vabali gerne als Gruppe. Auf der Speisekarte stehen asiatisch angehauchte Gerichte wie Tomatenkoksuppe und Rice Bowl mit Erdnussauce. Und auf den Tischen? Stehen schon Hefeweizen, Aperol Spritz, Radler und Rotwein. Zur Entspannung! Neben sitzen drei Rentnerinnen und essen Rührei. Auch hier ist Physiotherapie das Thema der Stunde. Ich pickse meine letzte Edamame-Bohne auf die Gabel und verschwinde in den Ruheraum, kleines Nickerchen.

Nächste Station: die Außensauna „Di Luar“, wo zum „Orangenzalpeeling“ geladen wird. Nach dem zweiten Aufguss wird mit Orangenöl gemixtes Salz auf einer Holz-Etagere gereicht. Nach der Wechsel-dusche ist die Haut butterweich und der Körper auf Hitze eingestellt. Ich bin bereit für Wenik, den ursprünglichsten aller Saunaaufgüsse. „Wenik“ ist Russisch und heißt „Birkerute“. Als Aufguss dient ein Sud, in dem die Zweige über Nacht eingeleitet worden sind. Er wird direkt mit den Zweigen auf die heißen Steine gegeben und gilt als reinigend. Wer schon mal in Finnland oder Estland in der Sauna war, kennt das Ritual anders. Dort werden die Zweige direkt auf die Haut geschlagen. Im Vabali gibt es die softe Wedel-Variante. Es gibt sogar eine Pause, in der man sich mit Eis abkühlen kann.

Immerhin: Umgekippt ist niemand. Das kommt nach Aussage des Saunapersonals gar nicht so selten vor. Alle Mitarbeiter haben Erste-Hilfe-Kenntnisse. Wie aber steckt man als Mitarbeiter die extreme Hitze weg? Man gewöhnt sich dran. Christian Bartelt sagt, dass man den Mitarbeitern antrainieren müsse, viel zu trinken. „Die Faustregel ist eine Flasche Wasser pro Aufguss.“ Die Getränke werden kostenlos zur Verfügung gestellt. Es gibt so viele weibliche wie männliche Mitarbeiter. „Wenn eine Frau einen Badeanzug anhat, schicke ich lieber eine Mitarbeiterin hin, die ihr erklärt, dass sie den ausziehen muss“, sagt Bartelt. Ansonsten wird bei weiblichen Gästen absolute Zu-

rückhaltung verlangt. „Wir haben eine Null-Toleranz-Politik“, sagt Bartelt. „Wenn männliche Gäste Frauen offensiv ansprechen, ist das ein No-Go und wird von uns unterbunden.“ Wo alle gleich (nackt) sind und zwischen Menschen oft nicht mehr passt als die paar Fransen vom Hammantuch oder ein Birkenblatt, kommt es auf Rücksichtnahme an. „Bei uns kommt vom Geschäftsführer bis zur Putzfrau alles zusammen. Wir kümmern uns darum, dass das Miteinander funktioniert.“

Um 17.30 Uhr verschwindet die Sonne hinter dem Fritz-Schloss-Park. Vor der Gartensauna versammeln sich die mutigsten Besucher des Vabali – die sich einer Temperatur nahe dem Siedepunkt stellen wollen. Draußen sind es zwei Grad, in der Gartensauna werden es gleich mehr als 100 Grad sein. Ich nehme vorsichtshalber auf der untersten Reihe Platz. Neben mir sitzen eine Hochschwangere und eine Frau über Sechzig. Die oberste Reihe ist männerdominiert. Dann kommt auch schon Tobias. Er hat Handschuhe an, schließt die Tür und erklärt, dass die Temperatur von aktuell 95 Grad bei jedem Aufguss um weitere 6 bis 7 Grad zunehmen wird.

Dann geht es los. Erst der Eichensud auf heißem Stein, noch irgendwie auszuhalten. Danach das Wedeln vor dem Gesicht, hart an der Schmerzgrenze. Ich denke mir: Abhärtung ist alles. Und: Die verdammte Grippewelle wird an mir zusammenbrechen. Tobias trocknet sich mit dem Handtuch ab und fährt fort. Jetzt stolpern die ersten aus der Sauna. Die frische Luft, die hereinkommt, tut gut. Dann ist es geschafft. Eine eiskalte Dusche war noch nie so angenehm. Pro Saunagang steigt die eigene Körpertemperatur um nicht mehr als ein bis zwei Grad. Der positive Effekt: Der Körper reagiert mit der Aktivierung der Abwehrzellen, über den Schweiß werden Giftstoffe nach außen gespült, die Atemwege werden befreit, die Muskeln entspannen sich. Beim Spaziergang danach merke ich, wie das Adrenalin durch den Körper fließt. Zeit für eine längere Pause im Ruhebereich im Obergeschoss, wo im Kaminzimmer großzügig der Rotwein in die Gläser fließt.

Cabernet Sauvignon nach sechs Gängen Sauna ist wie Baldriantee nach einem Red-Eye-Flug über den Atlantik – narkotisierend. Mich stören nicht mal mehr die Gespräche der Freundinnen neben mir, die kichernd Liebesgeschichten vom Wochenende austauschen. Wo könnte der Tag also besser zu Ende gehen als da, wo er begonnen hat – in der Kräutersauna, mit Mitarbeiter Robert und den Klangschalen. Einen Spaziergang und eine Dusche später fühlt sich selbst die Jogginghose unbequem an. Wie schade, dass es zu Hause kein Wasserbett gibt.



Zweigstelle: Saunafreunde mit Birkenzweig in der finnisch-französischen Komödie „Let My People Go!“ (2011)



Küchenpsychologie: Louis de Funès als Restaurantkritiker Charles Duchemin im Film „Brust oder Keule“ (1976)



Stilvorbilder: John Belushi (links) und Dan Aykroyd (rechts) im Filmklassiker „Blues Brothers“ (1980)



Arbeitsitzung: Harry Wüstenhagen (von links), Karl-Ulrich Meves, Dieter Hallervorden und Walo Lüönd in „Didi – Der Experte“ (1988)

LEGENDEN ZU VERKAUFEN

Vor zwei Jahren wurde das Ritz in Paris nach der Renovierung wiedereröffnet. Nun werden Einrichtungsgegenstände aus fast 120 Jahren versteigert. *Von Bettina Wohlfarth*

Überfluss? Das ist im Ritz wie eine Bibel.“ Wer hätte das besser gewusst als der amerikanische Schriftsteller-Dandy Francis Scott Fitzgerald. Mit seiner Frau Zelda gehörte er in den zwanziger Jahren zu den Stammgästen und trug dazu bei, den Ruf dieses Hotels als Luxus-Ort zu festigen. Mit seinem Kollegen und Freund Ernest Hemingway hatte er einen eigenen Tisch in der Hotelbar. Später wurde eine Suite nach Fitzgerald benannt und eine der drei Ritz-Bars nach Hemingway.

Überfluss als Glaubensgrundsatz wird auch in der kommenden Woche zu erleben sein. Vom 17. bis 21. April werden insgesamt 3500 Lose mit 10.000 ausrangierten Einrichtungsgegenständen bei Artcurial zur Versteigerung aufgerufen. Dann kommen nicht nur edel bezogene Sessel und Sofas aus der Zeit Ludwigs des XV. oder XVI., Schreibtische im Empire-Stil, prächtige Taftvorhänge, Kronleuchter und samtgepolsterte Barhocker unter den Hammer, sondern auch der Mythos des Ritz. Jeder Gegenstand ist mit einem Siegel des Hotels gekennzeichnet, das den Mehrwert eines kostbaren Souvenirs bescheinigt. Die Devise der Auktion: „Es war einmal ... das Ritz Paris“.

Aus der „Suite Scott Fitzgerald“ etwa lässt sich bei einer Taxe zwischen 600 und 800 Euro ein mit lachs- und champagnerfarbenem Taft bezogener Lehnssessel im Stil Ludwigs XV. ersteigern (Bild links). Ein Schild mit der goldenen Aufschrift „Bar Hemingway“ geht mit einem Schätzwert von 300 bis 400 Euro ins Bietergefecht und erinnert an den trinkfesten Schriftsteller, um den sich so manche Legende rankt. So ließ der Stammgast 1956 einen Vuitton-Koffer aus dem Keller des Ritz heraufholen, den er 1928 dort deponiert und dann vergessen hatte. Aus den Notizen darin entstand das Buch „Paris, ein Fest fürs Leben“.

Als César Ritz Ende des 19. Jahrhunderts das Hotel an der Place Vendôme gründete, stand ihm der Inbegriff französischen Geschmacks und aristokratischen Stils vor Augen. Die Einrichtung sollte wirken, als wäre sie über Generationen angesammelt worden. Ritz wollte den Gast in einen Familienpalast eintreten lassen, in dem er sich heimisch fühlt und diskret und vorzüglich bedient wird. Die besten Kunsthandwerker verwirklichten diesen Stil bis ins kleinste Dekorations-Detail. Das Ritz wurde zu einem Ort, an dem sich alte Aristokratie, die Vermögenden des Industriekapitalismus und die Kulturelite trafen.

Marcel Proust besuchte die Eröffnungsfeier im Juni 1898 und gehörte mit dem Kronprinzen Eduard VII., den Rockefellers und Rothschilds zu den ersten Stammgästen. Der Autor beobachtete die mondäne Gesellschaft und empfing seine Freunde in einem kleinen Salon in der ersten Etage. Hier entstanden einige Kapitel seines Romans „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“. Aus dieser Zeit ist noch eine Badewanne mit umständlichem Duschaufsatz geblieben, die nun mit einer Taxe zwischen 1500 und 2500 Euro zur Auktion steht. Aus dem „Salon Proust“ stammen Sofas, mit ockerfarbenem Samt und gemustertem Damast bezogen (Taxe 3000/4000 Euro), und ein Tisch im Régence-Stil mit Marmorplatte und vergoldetem Holz (Taxe 3000/4000 Euro).

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Ritz auch zum Treffpunkt von Stars aus Film und Mode wie Sarah Bernhardt, Marlene Dietrich und Charlie Chaplin. Coco Chanel hatte schon in den Zwanzigern zeitweilig im Ritz gewohnt und mietete 1937 dauerhaft eine Suite, in der sie bis zu ihrem Tod 1971 lebte; der Hinterausgang an der Rue Cambon lag gegenüber ihres Couture-Ateliers. Mit der



Erstes Haus an der Place Vendôme: Ritz in Paris

Besetzung Frankreichs wurde das Ritz 1940 als Hauptquartier für die deutsche Luftwaffe beschlagnahmt. Damit arrangierte sich Coco Chanel problemlos. Sie hatte ein langjähriges Verhältnis mit Baron Hans Günther von Dincklage, einem Sonderbeauftragten des Propagandaministeriums, und führte sogar heimliche Aufträge für die deutsche Abwehr aus.

Das Ritz benennt seine 15 Luxussuiten auch heute noch nach den illustren Gästen der Vergangenheit. Das Mobiliar der ehemaligen Einrichtung der „Suite de Mademoiselle Chanel“ hat eine asiatische Note. Ein in goldgelbem Taft bezogenes Betthaupt mit einem Paar schwarzgelackter Nachttischchen und zwei dekorative chinesische Dschunken sind jeweils mit einer Schätzung von 2000 bis 3000 Euro versehen.

Die Aura des Hauses an der Place Vendôme wurde seit den Fünfzigern auch in Hollywood-Filmen eingefangen, zum Beispiel in „Ein süßer Fratz“ und „Wie klaut man eine Million“ mit Audrey Hepburn oder zuletzt in Woody Allens „Midnight in Paris“. In „Ariane – Liebe am Nachmittag“ liefern sich Audrey Hepburn und Gary Cooper in einem Ritz-Zimmer ein verbales Gefecht. Die gleichen Betten mit Verstrebungen in vergoldetem Metall wie in dieser Filmszene kommen nun ebenfalls zur Versteigerung (Taxen zwischen 400/600 Euro und 800/1000 Euro).

Vor dem traditionellen Hintergrund wirken auch neue Trends. Daher zeigte hier das Modehaus Schiaparelli 1977 das teuerste Abendkleid der Welt, mit 512 Diamanten bestickt. Mario Testino, Ellen von Unwerth und Dominique Issermann fotografierten Modestrecken im Ritz. Und namhafte Mode- und Schmuckdesigner stellen noch heute in der Eingangshalle aus. Bei Artcurial werden alte Ausstellungsvitrinen einzeln oder paarweise aufgerufen, mit Schätzwerten zwischen 300/400 Euro und 600/800 Euro.

Die Taxen wirken teils bescheiden – die Auktion wird am Telefon, via Internet und im Saal ein großes Publikum anziehen. Die Schätzwerte fangen bei 60 bis 80 Euro für eine kleine Goethe-Büste aus Porzellan an. Zu den teuersten Losen gehört ein Ledersofa, in dem einst die Besucher der Ritz-Bar versanken (4000/6000 Euro). Die Garnituren mit Frotteehändtüchern, Schlappen und Bademänteln in einer Pfirsichfarbe (eigens von César Ritz ausgesucht, soll den Teint weicher erscheinen lassen) wirken mit golden aufgesticktem Emblem unwiderstehlich (300/500 Euro). Und die beiden Hundekörbchen im Stil Ludwigs XVI. werden mit Sicherheit in einem Bietergefecht über die Taxe von 600 bis 800 Euro getrieben.

Bei Artcurial Paris, Ausstellung noch bis zum 16. April, Auktion vom 17. bis 21. April.



FOTOS: ARTCURIAL

Anders ist, wenn Peter Rütten und Oliver Kalkofe offen ihre Liebe zeigen. Zu SchleFaZ – die schlechtesten Filme aller Zeiten.

ANDERS IST BESSER TELES

Die schlechtesten
Filme aller Zeiten
Freitags 20:15
Im April

#SCHLEFAZ

FOTOS: ARTCURIAL



„DIESES KOSTÜM WAR DIE KRÖNUNG“



Kim-Eva Wempe blickt auf eine lange Familiengeschichte zurück. Ihr Urgroßvater Gerhard Dietrich Wempe gründete 1878 im niedersächsischen Ort Elsfleth ein Schmuckgeschäft. Dessen Sohn Herbert machte Wempe in den zwanziger und dreißiger Jahren zur Marke und baute eine eigene Chronometerfertigung auf. Ihr Vater Hellmut trieb dann die Expansion voran. Seit 2003 führt sie die Geschäfte, als erste Frau. „Ich bin keine Designerin, sondern Unternehmerin“, sagt sie. Eine eigene Schmucklinie hat die Fünfundfünfzigjährige trotzdem aufgebaut. Der Name: By Kim.

Was essen Sie zum Frühstück?

Knäckebrot. Das habe ich von meiner Mutter. Sie isst es mit Quark und Blaubeeren. Ich bin noch bei Himbeermarmelade.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Gerne wenn ich auf Reisen bin. Nicola Gerber Maramotti und ich sind befreundet, und für Veranstaltungen stellt sie mir Max-Mara-Outfits zusammen. Dieses Jahr durfte ich bei den Oscars ein solches Outfit tragen.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Wenn man Zeit hat, macht es Freude.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein riesiges Dirndl von meiner Mutter aus den Siebziger, das einzige Dirndl in unserer Familie. Das habe ich aufgehoben, falls meine Tochter es irgendwann einmal anziehen möchte.

Was war Ihre größte Modesünde?

Ein knallrosa Seidenkostüm, mitgebracht von einer Reise nach Thailand. Da war ich Anfang zwanzig. Die Baseler Uhrenmesse stand kurz bevor, und ich dachte, das wäre eine gute Gelegenheit, um das Kostüm anzuziehen. Aber wenn man zurück ist in Europa, merkt man, wie unpassend das ist. Dieses Kostüm war die Krönung.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Ja. So etwas kaufe ich gerne in London ein. Mein Sohn studiert dort und kennt die tollen Läden im East End.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Nein.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?

Nein. Ich bin keine Designerin, sondern Unternehmerin. Für die Schmuckmarke By Kim habe ich ein Designteam zusammengestellt.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Ich besitze ein Frühstücksservice aus China-Porzellan von meiner Mutter. Es ist von Spode Rockingham. Auf der Website Chinasearch bin ich mit diesem Porzellan angemeldet. Erst vor kurzem haben sie wieder drei Untertassen dafür gefunden.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Ich koche am liebsten indisch, und das für ganz viele Gäste. Ich mache auch die Chutneys und das Curry selber.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

„Terra Mater“, „Brand eins“, „Handelsblatt“, „Spiegel“, die F.A.Z. Am Flughafen oder wenn ich auf Reisen bin, kaufe ich mir gerne die „New York Times“.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Chinasearch. Hodinkee für Uhren. Net-a-Porter. Aktuell auch unsere Website, die wir aktualisieren. Das teste ich.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Gestern. An meine Frankfurter Geschäftsführerin, die nach 36 Jahren in Rente geht. Wir haben zwar schon

gemeinsam gefeiert und die Kunden verabschiedet, aber zwei handschriftlich verfasste Seiten waren mir sehr wichtig.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

Im Moment ist es Yuval Noah Harari, „Eine kurze Geschichte der Menschheit“. Ein Geschenk meines Finanzprokuristen.

Ihre Lieblingsvornamen?

Chiara und Scott, meine Kinder.

Ihr Lieblingsfilm?

Ich habe nicht den einen Lieblingsfilm. Aber grundsätzlich kommen meine Lieblingsfilme aus Frankreich.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit. Das ist eine Generationsfrage.

Tragen Sie eine Uhr?

Ja, immer passend zum Kleidungsstil. Zum Business-Hosenanzug trage ich eine Kleine Lange 1 von A. Lange & Söhne. Zum Boho-Style eher eine Panthère von Cartier.

Tragen Sie Schmuck?

Ja, Schmuck und Uhr gehören zusammen. Auch hier: Schmuck und Kleidungsstil sollten sich ergänzen.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Vétiver von Dior.

Was ist Ihr größtes Talent?

Ich glaube, ich habe viel Empathie. Ich mag Menschen.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Ich esse furchtbar gerne Lakritz.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Mit allem, was mich überrascht. Das Schlimmste für mich ist, wenn mich jemand fragt, was ich mir wünsche.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Bei Männern: eindeutig Uhren. Bei Frauen: alter Schmuck, den man bei uns umarbeiten lassen kann. Das wissen viele nicht.

Sind Sie abergläubisch?

Nein, eigentlich nicht.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Im Wohnmobil mit den Kindern in Norwegen. Da waren sie acht und zehn. Das muss man mit Kindern in diesem Alter einmal gemacht haben. Was für ein großartiges gemeinsames Erlebnis!

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

Ich freue mich auf Bulgarien und Rumänien am Ende des Sommers. Meine Kinder wollten dort nie hin. Nun studieren sie beide, und ich mache die Reise gemeinsam mit meinem Mann.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Wein oder Tee.

Aufgezeichnet von Jennifer Wiebking.

FOTO RR

LUMAS



Peter Yan
Mona Vale Pool | 63x80 cm
Fotoabzug unter Acrylglas
im Schattenfugenrahmen
limitiert & handsigniert

599 €



THE LIBERATION OF ART
DIE EDITIONSGALERIE FÜR HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST
ONLINE UND IN 40 GALERIEN WELTWEIT

LUMAS.COM



DIE DATEJUST

Der Archetyp der modernen Armbanduhr schlägt seit 1945 Brücken über Generationen durch beständige Funktionalität und zeitlose Ästhetik. Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 36

BUCHERER

1888

bucherer.com